DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 51

DM 1,20

Printed in Germany

SKELETTUS
Fürst der Knochenburg



Nr. 51

Skelettus - Fürst der Knochenburg

(Erster Teil der »Skelettus-Trilogie«)

»Ich habe Angst, ich habe… entsetzliche Angst, Doktor.«

Der freundlich aussehende Mann mit den graumelierten Schläfen hielt die schmale, weiße Hand fest. Die junge Frau wirkte bleich, ihre dunkelumrandeten Augen bückten nervös, und das schwarze, seidig schimmernde Haar ließ das zarte Gesicht noch blasser erscheinen, als es in Wirklichkeit war. Dr. Belman schüttelte den Kopf. »Sie brauchen keine Angst zu haben, Fräulein Sörgensen. Es ist keine schwierige Operation.«

»Ich wurde noch nie operiert.«

»Morgen früh kriegen Sie eine Beruhigungsspritze, danach fühlen Sie sich ausgeglichen und schläfrig. Und noch ehe Sie im Operationssaal sind, werden Sie schon schlafen.«

Dr. Thorwald Belman sprach beruhigend auf sie ein. »Was ist heutzutage schon eine Blinddarmoperation, Fräulein Sörgensen. Es besteht für Sie überhaupt kein Grund zur Beunruhigung. Alle Tests sind gut verlaufen, wir sind mit ihren Werten sehr zufrieden. Morgen nach der Operation werden Sie hier in Ihrem Bett aufwachen. Sie werden keine Schmerzen mehr haben. In einer Woche sind Sie schon wieder zu Haus.«

Anka Sörgensen seufzte. »Das alles hab’ ich mir auch gesagt, Doktor. Aber es nützt nichts. Die Angst geht nicht weg. Ich habe immer das Gefühl, ich könne nicht einschlafen, die Spritzen könnten vielleicht versagen…«

»Aber nein, so etwas passiert doch nicht!«

»Und dann kommt hinzu, daß ich panische Angst davor habe, daß ich auf der anderen Seite eben nicht aktiv, nicht wach bin, daß ich mich in einem künstlichen Schlaf befinde. Ich bekomme nicht mit, was um mich herum vorgeht. Dieser Gedanke macht mich krank. Andere sehen mich, andere hantieren an meinem Körper herum, schneiden ihn auf. Ich bin Fremden vollkommen ausgeliefert.«

Dr. Belman musterte die sechsundzwanzigjährige Patientin aufmerksam und doch unauffällig.

»Ich bin doch verrückt, nicht wahr?« bemerkte Anka Sörgensen leise und mit dem Anflug eines Lächelns um ihre schön geschwungenen Lippen. »Auf der einen Seite fürchte ich mich, die Betäubungsspritze könne nicht wirken – und auf der anderen Seite hoffe ich es praktisch, weil ich mich nicht in fremde Hände ausliefern will, weil ich sehen will, was man mit mir macht. Der Schlaf – er ist dem Tod so erschreckend ähnlich… Ich rede wie eine Geisteskranke, was? Meine zwei verschiedenen Vorstellungen, das ist doch fast schon Schizophrenie, nicht wahr?«

»Nein, das ist es auf keinen Fall. Sie sind verwirrt, Sie machen sich zuviele Gedanken, Sie sind sehr sensibel, das ist alles. Ich werde Ihnen die Schwester schicken, sie wird Ihnen noch ein leichtes Schlafmittel

verabreichen. Sie sollten jetzt wirklich schlafen. Es wird alles gut werden, Sie brauchen überhaupt keine Angst zu haben…«

Er drückte ihre Hand und ging aus dem Zimmer.

Es machte ihm überhaupt nichts aus, daß er sich so lange in diesem Krankenzimmer aufgehalten hatte. Anka Sörgensen war eine bildhübsche Frau. Sie gefiel ihm. Er unterhielt sich gern mit ihr. Aber sie war etwas überspannt. Damit mußte man bei Künstlern wohl immer rechnen. Die waren alle ein wenig exzentrisch. Anka Sörgensen moderierte im norwegischen Fernsehen eine eigene Show, sang, tanzte, und schrieb ihre eigenen Texte…

»Ich werde Sie operieren. Es wird alles gut verlaufen, Sie können sich darauf verlassen!« Es waren die letzten Worte des jungen Chirurgen.

Anka Sörgensen legte sich in die Kissen zurück, schloß die Augen und versuchte, die trüben quälenden Gedanken abzustreifen.

›Er irrt‹, fieberte es in ihr. ›Ich weiß, daß er sich täuscht. Ich werde etwas ganz Schreckliches erleben… aber ich kann nicht mit ihm darüber sprechen, sonst muß er mich ja für verrückt halten!‹

Sie wußte, daß diese harmlose Operation, die täglich unzählige Male in jedem Krankenhaus der Welt durchgeführt wurde, für sie einen entscheidenden Einschnitt in ihrem Leben bedeuten würde…

*

»Skalpell!«

Der Chirurg hielt die offene Hand hin, und die Assistenzschwester gab ihm das gewünschte.

»Klemme.«

Zehn Sekunden später: »Klemme…«

Klirrende Geräusche, wenn die gebrauchten Instrumente in die Schale zurückgelegt wurden.

»Wie ist der Blutdruck?« wollte Dr. Thorwald Belman wissen.

»Hundertdreißig auf achtzig… stabil…«

»Na, wunderbar.«

Vermummte Gestalten umstanden den Operationstisch, ein eingespieltes Team. Jeder Handgriff saß.

Belman öffnete die Bauchdecke nur so weit, wie es notwendig war.

Sein berühmter ›Bikinischnitt‹ konnte sich in der Tat sehen lassen. Er hatte Hunderte von Operationen durchgeführt. Seine Fingerfertigkeit und sein Einfühlungsvermögen wurden allgemein bewundert und gelobt. Daß er mit einem so kleinen Operationsfeld auskam, beweis sein Können.

»Klemme…«

Die gleichen, ruhigen Worte, die gleichen, eingespielten

Bewegungen. Keine Hast, keine unnötige Bemerkung.

Thorwald Belman war ebenfalls bekannt dafür, daß er private Unterhaltungen, wie sie oft von seinen Kollegen während solcher banaler Routineoperationen gehalten wurden, überhaupt nicht liebte. Er war mit ganzer Konzentration bei der Arbeit. Für ihr war der Mensch, der seinem Messer hilflos und ahnungslos ausgeliefert war, nicht nur ein alltäglicher Fall, eine Studie…

»Das Blut ist etwas zu dunkel, Kirk… etwas mehr Sauerstoff.« Kurz und präzise kamen seine Anweisungen.

Der Anästhesist führte mehr Sauerstoff zu.

Anka Sörgensen atmete ruhig. Die Operation würde in wenigen Minuten beendet sein…

»Blutdruck etwas niedriger, hundertfünfzehn auf siebzig…«

Thorwald Belman zog leicht die Augenbrauen hoch. Diese junge, übersensible Person war sehr empfindlich und empfindsam. Aber er sah keinerlei Gefahr für sie.

Mit einem einzigen Schnitt löste er den entzündeten Wurmfortsatz.

Die Geräusche… die leisen Stimmen… der harte Klang der klirrenden Instrumente…

Träumte sie? Wachte sie?

Anka Sörgensen hatte das Gefühl, in Watte zu liegen, sie empfand keine Schmerzen. Aber dennoch, ihr Bewußtsein war eigentümlich wach. Sie empfing Sinneseindrücke.

Grelles Licht… verzerrte Schatten…

Die auf dem Operationstisch Liegende wunderte sich.

»Tupfer… Tupfer… Tupfer…« Klar und deutlich war jedes einzelne Wort zu verstehen.

Ihr Herz krampfte sich zusammen.

Anka Sörgensen versuchte, die Augen weiter zu öffnen. Aber die Lider waren schwer wie Blei und ließen sich nicht heben.

Der winzige Spalt aber blieb unverändert bestehen, als hätten ihre Augenmuskeln eine Stellung erreicht, in der sie sich weder entspannen noch verkürzen konnten.

Die Bilder, die sie durch diesen winzigen Spalt empfing, waren außergewöhnlich klar, scharf umrissen und voll ausgeleuchtet.

Ihre Sinne besaßen eine Empfindlichkeit, wie sie sie nie zuvor registriert hatte.

Ihr Hirn fieberte.

›Die Narkose wirkt nicht! Ich hab’s geahnt! Ich bekomme alles mit… aufhören! Hallo, aufhören!‹

Anka Sörgensen bäumte sich auf – zumindest kam es ihr so vor, und sie strengte ihre Stimmbänder an, um laut zu sagen, worauf sie aufmerksam machen wollte.

Sie sah die vermummten Gestalten, die Schwestern und Ärzte und

registrierte jedes Wort, das zwischen ihnen fiel.

Aber sie – wurde von niemand gehört!!

»Nadel…«

Das war die ruhige, dunkle, angenehme Stimme des Chirurgen.

»Faden…«

Anka Sörgensen wollte den Kopf bewegen, um auf diese Weise auf sich aufmerksam zu machen.

Siedendheiß durchpulsten sie Angst und Verwirrung.

»Schere…«

»Blutdruck hundertzehn auf siebzig«, sagte da eine andere Stimme.

Eine Schwester drehte sich um und wollte den Wagen mit den benutzten Instrumenten wegschieben. Dabei kam es zu einem Zwischenfall.

Die Schale mit den Instrumenten stand nicht genau auf der tablettähnlichen Unterlage.

Sie verrutschte.

Es gab einen Schlag, es erfolgte ein Klirren, als ob mehrere Fenster gleichzeitig zerspringen würden.

Anka Sörgensen wollte aufschreien, aber über ihre reglosen Lippen kam kein Laut.

Kein Mensch merkte, daß sie wach lag.

Sie begriff, sie war am ganzen Körper gelähmt. Die Betäubungsmittel hatten nur bestimmte Muskelgruppen und Nerven erreicht, andere Nerven dagegen waren überhaupt nicht beeinflußt worden.

Sie konnte sehen und hören, aber sie war nicht dazu imstande, sich bemerkbar zu machen.

Wie klar ihr Blick war, als die Schwester sich jetzt bückte!

Dort drüben die Wand, mit weißen Platten versehen, sauber, glänzend…

Dann hörte sie Schritte. Hart und rhythmisch, als ob jemand auf- und abginge.

Starr hielt sie den Blick auf die gegenüberliegende Wand gerichtet, die frei vor ihr lag. Jemand kam von der Seite her in ihr Blickfeld.

Es war die Person, deren hallende Schritte sie auf dem Plattenboden vernahm.

Anka Sörgensen erschauerte, ein Zittern lief durch ihren Körper, und sie wunderte sich, daß alle am Operationstisch noch versammelt standen, während die ungeschickte Krankenschwester für Ankas Ohren viel zu laut die auf dem Boden liegenden Instrumente auflas.

Klappern – und Schritte… beides ständig in rhythmischer Übereinstimmung, als nähme sie aus zwei verschiedenen Räumen zur gleichen Zeit unterschiedliche Laute wahr.

Ihr Blick war auf die Gestalt gerichtet.

Das war kein Arzt! Er trug keinen grünen Kittel, keine Haube und kein Mundtuch. Er war von einem grobgewebten, bunten Gewand umhüllt, das entfernt eine gewisse Ähnlichkeit mit einer römischen Tunika aufwies.

Das Gewand wurde an den Schultern von großen, matt schimmernden Spangen gehalten.

Dieser Mann paßte überhaupt nicht hierher!

Er drehte ihr den Rücken zu, jetzt die Seite und drehte sich herum... Anka konnte seine Gesichtszüge sehen und die Schultern, auf denen das farbige, stumpfe Gewand gehalten wurde.

Die Gestalt kam genau auf sie zu.

Es war der – leibhaftige Tod!

*

Anka Sörgensens Stimmbänder strafften sich, zumindest kam ihr das so vor.

Sie schrie so gellend, meinte sie.

Niemand um sie herum kümmerte sich um sie.

Die Bahre wurde weggerollt, das Tuch bedeckte ihren Körper bis in Schulterhöhe.

Wasser plätscherte.

Die Arzte standen an den Waschbecken und wuschen sich die Hände.

Niemand achtete auf den Tod, der mitten im Operationssaal stand und dessen Knochengesicht sich groß und erschreckend vor der Patientin zeigte.

Und nicht nur das Gesicht mit den dunklen, tiefen Augenhöhlen erinnerte an einen Totenschädel. Ein ganzes Skelett stand da, ging jetzt wieder auf und ab, und die knöchernen fleischlosen Finger ballten sich zu Fäusten und rieben raschelnd und schabend aneinander. Auch das hörte sie ganz deutlich.

Sie war gefangen in den Bildern, die sie ebenso deutlich wahrnahm wie das Gesicht und die Gestalt des Chirurgen Dr. Thorwald Belman, der ihr den Blinddarm entfernt hatte.

Der aber kümmerte sich nicht um den Tod im Umhang, ebensowenig die Schwestern.

Sahen sie denn nichts?

Fantasierte sie?

Für den Bruchteil einer Sekunde sah sie das Innere des Operationssaales in einem seltsam verwaschenen, unruhigen Licht.

Das waren nicht mehr die grellen Lampen, die über dem Operationstisch geleuchtet hatten.

Das waren Fackeln!

Sie waren zu einem dichten Kranz zusammengesteckt und loderten in einem flammenden Rot.

Der hölzerne, mit schweren, dicken Eisennägeln beschlagene Radkranz wirkte fahl, trotz des Lichtes, das ihn umhüllte. Er hing genau über ihr und war an bleichen Gliedern befestigt, die glatt und geschliffen wie weißes Metall aussahen. Die Kette hing in einer an der Wand befestigten Halterung. Von dieser Stelle aus ließ sie sich heben und senken und damit der daran befestigte Fackelradkranz hochziehen oder nach unten bringen.

Da sah Anka Sörgensen die gleiche helle, zusammengesetzte Struktur in den Säulen und Wänden.

Es kam ihr in diesem Sekundenbruchteil vor, als ob sie nicht durch den Operationssaal geschoben würde, sondern durch einen kahlen Saal irgendwo in einer Ritterburg.

Die hohen Decken, die Säulen…

Und noch etwas erkannte die junge Frau in diesem winzigen Moment ganz deutlich: das Eisen und das Holz des Radkranzes und selbst die Fackeln – bestanden gar nicht aus Eisen und Holz, und die eng gefügten Steine der Säulen und Wände und Bogengänge – das waren überhaupt keine Steine.

Es waren Knochen jeder Art und Größe, je – der Länge und Breite, platte und dicke, kurze und lange Knochen.

Die Burg bestand nur aus bleichen, fahlen Knochen!

*

Was hatte das zu bedeuten?

Weshalb empfing sie solche wahnwitzigen, eigentlich doch unvorstellbaren Bilder?!

Nie zuvor in ihrem Leben hatte sie sich mit solchen Dingen befaßt, nie hatte sie irgendwelche Romane gelesen, in denen solche Bilder und Szenen beschrieben wurden.

Sie hatte in diesem Sekundenbruchteil das Gefühl, einen Blick in eine andere Welt getan zu haben.

Diese Bilder stammten nicht aus ihrem Unterbewußtsein!

Bevor sie weiter darüber nachdenken konnte, wurde es ihr schwindelig. Alle Formen zerflossen, Licht und Schatten würden wie die Gestalten um sie herum ineinander verschmolzen.

Anka hatte Skelettus, den Fürst der Knochenburg und sein Reich gesehen.

Und dieses Reich existierte nicht in ihrer Fantasie, nicht in ihrem von Betäubungsmitteln beeinflußten Gehirn.

Dieses Reich existierte wirklich.

*

Mittags gegen vierzehn Uhr traten die ersten Komplikationen ein.

Der Kreislauf der Frischoperierten wurde allen Prognosen zum Trotz unstabiler. Anka Sörgensen wurde auf die Intensivstation verlegt, wo ihr Zustand ständig überwacht wurde.

Es gab keinen plausiblen Grund, weshalb sich ihr Zustand so veränderte. Aber das war wieder mal einer jener Fälle, wo menschliches Ermessen in den Hintergrund trat und Kräfte sich zeigten, die sich nicht vorausberechnen ließen.

Am späten Nachmittag wurden Herz und Kreislauf wieder stabiler. Anka Sörgensen erwachte und fühlte sich durstig. Ihre Stimme klang schwach, die Patientin hatte leichtes Fieber.

Aber das war ganz normal.

Nicht normal war, daß Anka Sörgensen in diesem leichten Fieber zu phantasieren begann.

Ihre Augen glänzten leicht und befanden sich in ständiger Bewegung.

Was die junge Frau alles sagte, war nicht immer klar zu verstehen.

Als es Abend wurde, war der Zustand unverändert, ihre Stimme kräftiger. Anke Sörgensen wirkte erholt und nahm sogar einige Schlucke Tee zu sich.

Noch immer lag sie auf der Intensivstation.

Dr. Thorwald Belman hielt es für angebracht, sie in ihrem unberechenbaren Zustand mindestens für einen Tag und eine Nacht dort zu belassen.

Anka Sörgensen lag still und nachdenklich in ihrem Bett.

Wenn die Schwester nach ihr sah, dann lächelte sie der Patientin freundlich zu.

Und Anka Sörgensen lächelte zurück.

Sie sagte ein paar belanglose Dinge, und die klangen ganz normal. Hätte sie auch über das sprechen sollen, was wirklich in ihr vorging? Das erwähnen sollen – was sie wirklich sah, seit Stunden schon, was sie nicht träumte, was auch keine Halluzination sein konnte?

Sie schluckte, blickte auf die Wand gegenüber dem Fußende ihres Bettes und sah wieder eine andere, aus fahlen Knochen errichtete Wand, die dahinter lag.

Jetzt fürchtete sie sich nicht mehr vor diesen Bildern, wie zu Anfang, als sie sie zuerst wahrgenommen hatte.

Schon immer hatte sie gefühlt, daß etwas los war mit ihr, aber es war ihr nie gelungen, diesen Zustand in Worte zu kleiden. Sie unterschied sich in so vielen Dingen von anderen Menschen, in bestimmten Situationen war das immer wieder zum Ausdruck gekommen.

Sie sah die meisten Dinge mit anderen Augen und merkte, daß sie bisweilen andere Gefühle und Stimmungen empfand, daß sie etwas sah und erkannte, was andere gar nicht bedachten. Sie war sehr sensibel. Schon lange bevor sich die Notwendigkeit einer Operation eigentlich zeigte, wußte sie einfach, daß sie diese Operation mit allen Sinnen wahrnehmen würde. Die Betäubungsmittel sprachen nicht so an, wie sie ansprechen müßten.

Gestalten bewegten sich vor ihr.

Es waren keine Krankenschwestern und Ärzte. Die Gestalten bewegten sich auch nicht in diesem Krankenzimmer – sie bewegten sich auf einem freien, fast kreisrunden Platz, der von bizarren Steinen umstellt war, die seltsame Götter darstellten.

Diese Gestalten wirkten verschwommen wie Schemen, und obwohl Anka Sörgensen sie aus allernächster Nähe wahrnahm, gelang es ihr nicht, die Umrisse schärfer zu erkennen.

Es waren Menschen in bunten Gewändern, Männer und Frauen, die einen rhythmischen, fremdartigen Tanz vorführten.

Es handelte sich um einen Gemeinschaftstanz. Auch von den Außenstehenden kamen immer mehr in den Kreis, lösten sich aus dem Schatten der heiligen Steine und schlossen sich den Tänzerinnen und Tänzern an. Sie drehten sich nach den Klängen einer fernen, die ganze Atmosphäre erfüllenden Musik, die aus dem Himmel zu kommen schien.

Dieser Himmel war von einem dunklen Smaragdblau und wirkte wie ein geschliffener, riesiger Stein, der sich über den freien Platz und die dunklen, würzig duftenden Wälder spannte, welche hinter diesem Tanzplatz begannen.

Dann traten aus dem Dunkel mehrere andersfarbig gekleidete Männer, deren Köpfe kahl waren, die einen ernsten und würdevollen Eindruck machten.

Sie trugen eine gewaltige Rolle bei sich, ein Pergament, das sie öffneten. Die Pergamentrolle war so groß, daß ein einzelner sie unmöglich tragen konnte.

Die Hände der Auserwählten rollten sie auf.

Wie eine Wand spannte sich das Pergament am Ende des Platzes. Riesige, flammende Zeichen waren darauf zu erkennen. Symbole, Zeichnungen und Worte in einer fremdartigen Sprache geschrieben, bewegten sich darauf wie selbständige, mit rätselhaftem, gespenstischem Leben erfüllte Lebewesen.

Erwartung und Spannung lagen in der Luft, Gefühle und Stimmungen, die man beinahe körperlich spürte – auch Anka Sörgensen.

Sie meinte, mitten unter den Fremden zu sein, die menschlich aussahen, aber keine Menschen waren.

In der Stimmung befand sich etwas, was zuvor nicht vorhanden gewesen war.

Unruhe... Verwirrung... Ratlosigkeit machten sich breit. Beklemmung...

Die Symbole und Zeichen flammten auf, als ob ein unsichtbarer Blitz sie angezündet hätte.

Gewaltige Flammenzungen leckten über das Pergament und zehrten das Material im Nu auf.

Es knisterte und prasselte. Das Pergament wurde auf diese Weise zu einer Art Fenster, zu einem Durchbruch, und dahinter hätte normalerweise die andere Seite des Tanzplatzes, hätten die bizarren Statuen zu sehen sein müssen.

Aber das war jetzt unter den verlöschenden Flammen nicht der Fall!

Hinter dem Pergament begann eine andere, düstere und schreckliche Welt.

Zwei Wesen bekämpften sich! Das eine war ein Mensch, ein junger Mann mit schulterlangem, gewelltem Haar, einem edlen, frischen Gesicht und klugen Augen. Das andere – ein echsenartiges Ungetüm, groß und massig und mit großen Schuppen bedeckt. Noch jetzt war deutlich zu sehen, daß es sich bei dem Dämonischen um ein Zwitterwesen Echse-Mensch handelte. Der Unterleib war menschenähnlich mit zwei Beinen, der Kopf erinnerte an ein Krokodil.

Und noch während die beiden miteinander kämpften, veränderte sich sowohl der Unterleib der Echse als auch der Körper, der mit dem Dämon in Berührung kam.

Die Beine des Zwitterwesens wurden massiger, verloren die helle, glatte Haut und bedeckten sich mit großen, häßlichen Schuppen.

Echsenbeine!

Und der Kämpfer wurde seinem Gegner ähnlich.

Da reichten sich beide die Hand, fielen sich um den Hals, und keine menschlichen Laute mehr kamen über ihre Lippen. Gebrüll und Zischen wie von tausend Schlangen war zu hören.

Die beiden Dämonischen sprangen durch die schwarzumränderte Öffnung direkt auf den Tanzplatz, wo die Tänzerinnen und Tänzer wie erstarrt standen...

Sekundenlang war niemand von ihnen in der Lage, sich von der Stelle zu rühren, als das Unheil aus einer anderen Welt kam.

Zu Stein wurden die weisen, kahlköpfigen Männer in der besonderen Kleidung. Ihre Hände umspannten das brüchige Pergament, und sie hatten die Augen aufgerissen, als könnten sie nicht fassen, was sich da ereignet hatte.

War es etwas anderes, was sie erwartet hatten?

Sie konnten nicht mehr darüber sprechen. Ihre Körper waren nicht

mehr aus Fleisch und Blut, sie ähnelten jetzt den bizarren Göttern – oder Götzengestalten, die den Tanzplatz in der Smaragdnacht dieser Welt umringten.

Und die Menschen, die sich hier zur Freude, zum Tanz und zu einem ausgelassenen Fest zusammengefunden hatten, stoben schreiend auseinander, als wäre plötzlich eine Bombe in ihrer Mitte explodiert.

Was hier geschehen war, kam einem Erdbeben gleich, einer Katastrophe.

Alles lief durcheinander.

Menschen stürzten und wurden von anderen niedergerissen. Eine Panik brach aus.

Jeder suchte sein Heil in der Flucht…

Anka Sörgensen sah, daß die Fliehenden direkt auf sie zukamen.

Und sie sah noch mehr.

Der Himmel verlor sein geschliffenes, smaragdfarbenes Aussehen. Wie aus einer sich zusammenballenden Wolkenwand hervor schob sich der bleiche, riesige Mond.

Sein Licht streute über den Platz, von dem alle zu entkommen hofften. Sein Licht traf die versteinerten Pergamentrollenhalter, die bizarren Götterstatuen und schuf einen harten Kontrast zwischen Schatten und Mondschein.

Der unheimliche Trabant am nächtlichen Himmel dieser seltsamen, nie geschauten Welt war aber kein Mond in der herkömmlichen Art.

Ein riesiger Totenschädel hing am Himmel über dem Tanzplatz, und deutlich zu sehen waren die gewaltigen schwarzen Löcher in diesem Kopf, das breite, sarkastische Grinsen.

Anka Sörgensen blieb der Atem stehen, ihr Herzschlag stockte.

Sie sah alles mit solcher Deutlichkeit und erlebte es mit einer solchen Intensität, daß ihr der kalte Schweiß ausbrach, da sie mit diesen Alptraumbildern nichts anzufangen wußte.

Der Totenkopfmond am Himmel selbst war schon schlimm genug, denn sein Anblick trieb die Menschen zum Wahnsinn. Sie warfen sich zu Boden und rollten verzweifelt und wie unter körperlichen Schmerzen darüber hinweg. Andere rauften sich die Haare oder zerfetzten ihre Kleider.

Die Verzweiflung zeigte sich in einer Form, die nie in dieser Art auf dieser Welt vorhanden gewesen sein mußte.

Das Licht des Totenkopfmondes aber war wie eine Säure, und mit namenlosem Entsetzen mußte Anka Sörgensen erleben, was mit den Menschen geschah, die unter dem fahlen Licht zu entkommen versuchten.

Haut und Haare, Fleisch und Blut lösten sich auf wie unter einem Säureregen.

Die Menschen verloren ihr ursprüngliches Aussehen – und als Skelette rannten sie weiter, dumpfe Schreie von sich gebend!

*

Die Knochengestalten liefen direkt auf sie zu.

Sie waren nur noch wenige Schritte von ihr entfernt. Anka Sörgensen hatte das Gefühl, daß sie umgerannt würde, wenn sie jetzt nicht selbst die Flucht ergriff.

›Das ist kein Traum!‹ fieberte es in ihrem aufgewühlten Bewußtsein. ›Ich bin wirklich hier. Ich bin ein Medium. Ich war immer eines gewesen, aber ich hatte nicht den Mut, dies näher untersuchen zu lassen. Meine Gedanken können eine andere Welt aufsuchen… nein, nicht nur meine Gedanken! Auch mein Körper! Um Himmels willen! Mein Körper befindet sich nicht mehr im Bett des Krankenzimmers!‹

*

Sie irrte durch eine fremde Welt, war eine Gefangene und hatte nur den einen Wunsch, nicht unter das Licht des fahlen Totenkopfmondes zu geraten, um damit das gleiche Schicksal zu erleiden, wie die Bewohner dieser namenlosen Welt es erdulden mußten.

Der Mond wanderte, lautlos glitt er über den sich düster verfärbenden Himmel und strahlte sein unheimliches Licht herab, das die Menschen zu Skeletten werden ließ.

Begonnen hatte das Ganze mit dem Tanz, fortgesetzt hatte es sich mit der Ankunft der Kahlköpfigen mit der überdimensionalen Pergamentrolle. Und danach war es Schlag auf Schlag gegangen.

Sie lief eine abschüssige, mit grobem Steinpflaster versehene Gasse hinab. Links und rechts nahm sie schemenhaft verschwommen Gebäude wahr, die aus dem gleichen groben Stein bestanden. Kleine, quadratische Fenster befanden sich in den Wänden.

Die Türen waren hoch und schmal. Und über den Türen waren dunkle Symbole zu, erkennen, die mit schwarzer Farbe überstrichen waren. Nicht immer jedoch vermochten die Farbbalken das zu verbergen, was einst daruntergestanden hatte.

Im Vorüberlaufen nahm sie mechanisch das eine und andere Symbol wahr, und es kam ihr so vor, als hätten sie große Ähnlichkeit mit den Zeichen, welche sie auch schon auf dem riesigen Pergament gesehen hatte.

Dann eine andere Straße, die sich von der ersten unterschied.

Anka Sörgensen taumelte mehr, als daß sie ging. Ihre Beine waren

bleischwer. Das Licht des schnell über den Himmel ziehenden Mondes kam gleitend näher und überschüttete die Dächer der Häuser mit dem Schein des Grauens – und panische Schreie aus dem Innern der Häuser ließen sie erschauern. Sie gaben ihr Kenntnis davon, daß sich auch dort hinter den Mauern Schicksale entschieden.

Die junge Frau stolperte, fiel schwer zu Boden und schlug sich das Knie auf, das wie Feuer brannte und sofort zu bluten begann.

Anka stöhnte und raffte sich auf, konnte aber nicht auf den Füßen stehen.

›Ich werde sterben… ich werde so werden wie die anderen… ich muß weg hier, weit weg!‹ schrie es in ihr. Sie wollte das, was in ihr vorging, laut bekannt machen, aber ihre Stimmbänder versagten ihr den Dienst.

Aber da machte sie eine erstaunliche Erfahrung.

Ihre Umgebung veränderte sich.

Das war nicht mehr die Straße, in der sie sich noch eben befand. Das war eine neue, andere Umgebung.

Gebirgig, unzugänglich und steinig… Anka Sörgensen kroch auf allen vieren vorwärts und hörte plötzlich Geräusche, Stimmen und schnelle, hektische Schritte.

Etwa eine Steinwurfweite von ihr entfernt tauchten plötzlich Gestalten auf.

Menschen, die an Ketten geschmiedet waren.

Sie zogen vorn an ihr vorüber, ohne auf die am Boden liegende fremde Frau aufmerksam zu werden.

Der Zug der Abgearbeiteten verlor sich in der Düsternis.

Dort öffnete sich ein großes Tor zu einem unübersehbaren, bizarren und bedrohlich aussehenden Garten, und Anka Sörgensen vernahm lauschend einen unheimlichen Gesang, in dem ein Wort immer wiederkehrte:

»Tamuur!«

*

Schwester Ula Maalan hatte Dienst.

Es war verhältnismäßig ruhig auf ihrer Station.

Sie saß hinter der elektronischen Anlage und konnte von hier aus Herz, Atmung und Kreislaufsituationen der Patienten überprüfen, die nach Operationen oder einem Infarkt hierher verlegt worden waren und ständig überwacht werden mußten.

Ula Maalan war dreiunddreißig Jahre alt. Seit sechs Jahren versah sie ihren Dienst und hatte viele Schwerkranke gepflegt, außergewöhnliche Zwischenfälle erlebt und war so leicht eigentlich nicht aus der Fassung zu bringen.

Die Werte von zwei Kranken standen auf der Grenze dessen, was man gerade noch als normal bezeichnen konnte.

Anka Sörgensen, der es im Lauf des Tages so schlecht gegangen war, hatte sich erholt.

Herz, Kreislauf und Atmung funktionierten normal.

Von dieser Seite waren in der Nacht mit Sicherheit keine Komplikationen zu erwarten.

Und doch sollte sie heute etwas erleben, das alles übertraf, was sie je erlebt und gesehen hatte.

Sie vernahm plötzlich einen schrillen Schrei.

Ula Maalan fuhr zusammen.

Ihr erster Blick galt den Kontrollen. Kein Grund zur Besorgnis.

Dann sprang sie sofort auf und beobachtete die kleinen Lampen neben den Betten hinter der Glaswand, Sie hatte dadurch direkten Sichtkontakt zu den Kranken.

Anka Sörgensen?!

Die junge Patientin warf sich mit geschlossenen Augen hin und her, als wolle sie etwas mit Gewalt abschütteln.

Ula Maalan lief ins Krankenzimmer.

»Fräulein Sörgensen«, rief sie die Kranke an und beugte sich über sie.

Anka Sörgensen stöhnte.

»Nein… nicht… ich will zurück… nach Hause… ich träume… aber warum verschwinden die Bilder nicht, die ich nicht mehr sehen will… ich sehne mich nach meinem Bett, nach Ruhe… zurück… warum kann ich nicht zurück ins Bett… zu Dr. Belman…«

»Fräulein Sörgensen, hallo, Fräulein Sörgensen, können Sie mich hören?« Ula Maalan hatte eine angenehme Stimme, die zu ihrem charmanten Äußeren paßte. »Sie phantasieren, Sie brauchen keine Angst zu haben. Sie liegen doch in Ihrem Bett.« Mechanisch legte die Krankenschwester ihre Hand auf die Stirn der jungen Frau.

Die Stirn fühlte sich normal an.

Auch der Puls war gut.

»Fräulein Sörgensen!«

Die junge Patientin war voller Unruhe, warf ihren Kopf hin und her und war überhaupt nicht ansprechbar.

Sie mußte einen furchtbaren Traum haben und konnte nicht wach werden.

Anka Sörgensen bäumte sich auf.

Die leichte Decke, mit der sie zugedeckt war, flog beiseite.

Ula Maalans Blick wurde starr, ihre Haut bleich, und ohne daß sie es wollte, entrann ihren Lippen ein Stöhnen.

Anka Sörgensen fiel schlaff in ihre Kissen zurück – sie hatte nur noch ihren Oberkörper!

Die Beine waren verschwunden!

*

Ula Maalan glaubte zu träumen.

Panik erfüllte sie, und sie begann, an ihrem Verstand zu zweifeln.

So etwas gab es doch nicht!

Sie mußte sofort den diensttuenden Arzt unterrichten.

Mit zitternden Händen zog sie die Decke über die Stelle, wo ein anderer Mensch normalerweise seine Beine hatte. Eine breite, flache Mulde bildete sich darunter, und erst in Höhe der Hüften bewegte sich Anka Sörgensens Körper unter dem Tuch.

Voller Unruhe und verwirrt aktivierte sie ihr Taschenfunkgerät und bat sofort den Stationsarzt auf die Intensivstation.

Sie stotterte irgend etwas zurecht und wagte nicht, die Dinge beim Namen zu nennen, als der Arzt Näheres wissen wollte.

»Ihre Beine sind weg, Doktor. Fragen Sie mich bitte nicht, was das zu bedeuten hat… ich weiß es nicht, ich kann Ihnen nur sagen, was ich sehe…«

»Ist das ein Witz, Schwester Ula?«

»Mit so etwas scherzt man nicht, Doktor!«

Ula Maalan stand da wie aus Stein gemeißelt, und nur langsam kehrte Farbe in ihr Gesicht zurück, während sie Anka Sörgensen unablässig beobachtete.

Die Fiebernde, die kein Fieber hatte, bewegte noch immer die Lippen.

Es war nicht zu verstehen, was sie von sich gab.

Was aber ging jetzt in ihrem Gehirn vor, was mochte sie sehen – was glaubte sie zu sehen?

*

Anka Sörgensen sah einen dunklen Raum vor sich mit einem winzigen, vergitterten Fenster.

Es war alles ganz schnell gekommen…

Sie hatte sich wiederum von dem Ort weggewünscht, der sie so bedrückte.

Einen Augenblick lang hatte sie intensiv den Gedanken gehabt zu sehen, wohin diese Aneinandergeketteten gingen. Es handelte sich offensichtlich um ganz andere Menschen als um jene, die sie auf dem Tanzplatz gesehen hatte.

Sie hatten eine andere Hautfarbe und waren anders gekleidet. Und da sie in Ketten geschlagen waren, handelte es sich bei ihnen offensichtlich um Sklaven.

Wo waren sie zu Hause? Warum wurden sie so behandelt? Was hatten sie mit den Geschöpfen zu tun, die nach einem Freudentanz zu Skeletten geworden waren? Wie paßte der nachdenklich und beunruhigend auf- und abgehende Ritter, den sie zuerst gleich nach der Operation noch im Operationssaal gesehen hatte, in dieses Bild?

Das alles ging ihr durch den Kopf, während sie die Gestalt sah, die sich aus dem Dunkeln löste und direkt auf sie zukam.

Kaltes Sternenlicht sickerte durch das verschmutzte, vergitterte Fenster. Der Schein hob das Gesicht und die Gestalt des Unbekannten aus dem Dunkel der Zelle.

Anka Sörgensen sah während ihrer phantastischen Reise in eine andere Welt ein neues, bisher nicht geschautes Gesicht.

Vor ihr stand ein kahlköpfiger Mann mit markanten, sympathischen Gesichtszügen, einer kräftigen Nase, sympathisch geschwungenen Lippen. Der Fremde war schätzungsweise zwei Meter groß, ein richtiger Koloß. Man sah ihm an, daß er einst bessere Zeiten erlebt hatte. Seine Haut war faltig, nicht sehr sauber, seine Hände waren abgearbeitet.

Die äußere Erscheinung dieses Mannes erinnerte Anka sofort an einen Inder.

Der starrte sie aus großen, dunklen Augen an.

»Wer sind Sie?« fragte er überrascht, ohne auch nur eine einzige Sekunde lang erschrocken zu wirken, obwohl es doch keine vernünftige Erklärung dafür gab, daß plötzlich eine fremde Frau in seiner zwielichten Zelle stand.

»Wie kommen Sie hierher?«

Sie hörte zum ersten Mal jemand zu sich sprechen in Worten, die sie sofort verstand.

Der Inder sprach sie englisch an!

»Ich heiße Anka Sörgensen, ich stamme aus Oslo… wo bin ich hier, können Sie mir sagen, wo ich mich hier befinde? Und wer sind Sie?«

Während sie die letzten Worte noch sagte, verwischten die Bilder um sie herum schon wieder. Sie registrierte noch die zerfließenden Umrisse der Wände und die große Gestalt, die mit einem schnellen Schritt näherkam.

»Sie kommen aus der Welt – von drüben, hier in das Reich Tamuurs? Sie haben die Grenzen in die Welt des Scharlachroten überwunden! Sie sind ein Medium! Wer hat Sie geschickt?«

»Niemand!« hörte Anka Sörgensen sich reden. »Ich bin… von ganz allein gekommen… aber ich weiß nicht, wieso es dazu gekommen ist… Tamuurs Reich, die Welt des Scharlachroten? Was hat das alles nur zu bedeuten?«

»Bleib doch hier, ich könnte es dir erklären!« rief der andere ihr nach, die braungebrannten Hände nach ihr ausstreckend. »Wenn du

die Grenzen überwunden hast, dann hast du entweder den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh benutzt oder du hast einen anderen, uns bisher unbekannten Weg gefunden. Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten…«

»Ich fürchte mich nicht vor dir.«

Ihre Stimme klang schon ganz schwach und war weit entfernt.

Die Hände des anderen berührten sie noch, aber sie nahm diese Berührung nur wie einen Luftzug wahr.

Für den Mann, der sie zu greifen versuchte, war es, als ob er ein Gespenst erreichen wollte, eine Nebelgestalt, die sich verflüchtigte.

»Auch ich bin freiwillig hierhergekommen, allerdings auf andere Weise wie du. Ich bin Rani Mahay, der Koloß von Bhutan!«

*

Der Inder stand atemlos in seiner Zelle, in der er lebte, seitdem es Tamuur, dem unheimlichen, scharlachroten Magier gelungen war, ihn in eine Falle zu locken und in Ullnak festzuhalten.

Besuch aus der Menschenwelt! Die junge Frau war von der anderen Seite gekommen.

Zufall? Schicksal? Sendung?

Der Mann, dem man die Strapazen ansah, die er hinter sich gebracht hatte, fuhr sich über die Augen, als müsse er sich vergewissern, daß er auch wirklich nicht träumte.

Da war jemand gewesen. Aber nun war die Zelle wieder leer. Er durchsuchte sie bis in den letzten Winkel.

Da war nichts mehr, doch ein fremdartiger Duft hing noch in der Luft – eine Mischung zwischen Eau de Cologne und Karbol.

Der Geruch eines Krankenhaus.

*

Mahay, dem man einst den Beinamen ›Koloß von Bhutan‹ gegeben hatte, trat an das winzige, vergitterte Fenster.

Er starrte in die Tiefe. Das Sternenlicht spiegelte sich glitzernd in dem dunklen Wasser, das sich endlos vor dem Turm unten ausdehnte.

Das Meer der Hoffnungslosigkeit… so hatte er es für sich getauft.

In diesem Verlies war er schon mal untergebracht gewesen. Damals war es ihm gelungen, sich durch einen kühnen Sprung aus dem Turmfenster und in die Tiefe hinunter in das brausende Meer aus dem Einflußbereich des grausamen Tamuur zu befreien.

Hatte er geglaubt…

Das Reich des Scharlachroten war groß und reichte über das Meer der Hoffnungslosigkeit hinweg, bis nach Skyx hinüber und auch noch

darüber hinaus, wie zu vermuten war.

Tamuur hatte ihn voll auflaufen lassen, hatte Hoffnungen geweckt – und knallhart zerstört.

In die Fänge des Scharlachroten geraten, steckte der ihn abermals in das gleiche Verlies, in das er ihn schon mal geworfen hatte. Dieses Verlies war inzwischen verändert worden: kleiner war das Fenster gemauert, und schwere Gitterstäbe verhinderten, daß er das Zurückliegende nochmal wiederholen konnte.

Seit Monaten lebte Rani Mahay in diesem Kerker, aus dem er nur in nächtlicher Stunde von Zeit zu Zeit herauskam, um in den Bergwerken Tamuurs zu arbeiten. Dort wurde ein Gestein gewonnen, aus dem Häuser gebaut wurden und eine neue Burg, für die Tamuur neue Pläne vorgelegt hatte.

Sein neues Machtzentrum sollte das alte Herrscherhaus Ullnaks um ein Vielfaches übertrumpfen.

Rani Mahay atmete tief durch.

Seine Spannkraft schien nachgelassen zu haben, und er hatte in der Zeit seines Aufenthaltes hier in der Zwingburg einige Kilo an Gewicht verloren.

Mahay stand am Fenster, seine Finger umspannten die Gitter.

Um die Mundwinkel des Inders zuckte es, und harte Furchen zeigten sich.

Mahays Wangenmuskeln spielten.

Es ging etwas vor, aber er konnte nicht ergründen, was es war.

Aleana, die Fürstentochter dieses Hauses, die Tamuur sich wie eine schöne Puppe hielt und auf deren freiwillige Liebe er vergebens hoffte, lebte in ähnlicher Form hier in der Zwingburg wie Mahay.

Aleana war wie er eine Gefangene. Sie konnte sich jedoch frei bewegen, und Tamuur kontrollierte nicht jeden einzelnen ihrer Schritte. Es schien, als wäre Aleana in den letzten Wochen etwas näher an Tamuurs Seite gerückt, würde ihm entgegenkommen – und Tamuur belohnte sie mit größerer Freiheit als je zuvor.

Hatte er die Hoffnung, daß die wunderschöne Tochter des Landes Ullnak ihm doch noch freiwillig ihre Gunst schenkte? Er hätte sie erzwingen können, aber dazu war er zu stolz. Alles, was er sonst gab, hatte er sich durch seine übermächtige Magie selbst geschaffen oder verändert und unterworfen. Aleanas Liebe aber wollte er freiwillig. Und er hatte Zeit – die Ewigkeit stand ihm dazu zur Verfügung.

Diese Zeit aber hatte Rani Mahay nicht.

Doch die Hoffnung war nicht erloschen, daß es eine Veränderung auch zu seinen Gunsten gab.

Scheinbar hatte er sich geschlagen gegeben und erfüllte die harte Fronarbeit, die ihm auferlegt worden war. Mit einem einzigen Wort hätte er dem allem ein Ende bereiten können. Ein einziges Wort – und

aus Rani Mahay würde eine der vielen seltsamen, unheimlichen Pflanzen werden, die Tamuur, der scharlachrote Magier, in seinem Garten hegte, pflegte und über alles liebte.

Aber erst kam es ihm darauf an, den Inder, der Björn Hellmarks alias Macabros' Freund war und in dessen Adern das gleiche Blut der alten Xantilon-Rasse floß, zu zermürben.

Mahay sollte ganz klein werden und sollte Kräfte verlieren… Und diesen Eindruck schien Rani auch schon zu machen.

Er ging etwas gebeugt, seine Miene war hart geworden, als hätte er das Lächeln verlernt.

Dieser Eindruck aber täuschte. Ein Mann wie Mahay gab nicht so schnell auf.

Wer ihn genau ansah, der erkannte, daß die Spannkraft und Leistungsfähigkeit dieses Mannes kaum gelitten hatten, daß er wie ein Bündel Dynamit war, das jeden Augenblick explodieren konnte.

Die Energie des Koloß' von Bhutan war ungebrochen.

Rani Mahay hatte Hoffnung, sehr bald einen entscheidenden Schritt zu tun.

Aber er mußte warten, auf ein Zeichen Aleanas, der Fürstentochter.

Sie spielte ihr riskantes Spiel nicht weniger gut als er.

Sie war eine kluge Person.

Er wartete täglich auf ein Zeichen von ihr, stündlich…

Er durfte nicht ungeduldig werden, um nichts in Frage zu stellen.

*

Der diensthabende Arzt kam in die Intensivstation.

Schwester Ula und der Doktor wechselten einen Blick.

»Sie war die ganze Zeit sehr unruhig, Doktor«, flüsterte die Krankenschwester. »Aber die Werte sind alle normal. Auf den ersten Blick meint man, sie würde träumen. Aber die Beine… fehlen! Etwas geht hier vor, das jenseits unseres Verstandes liegt.«

Der Mann im weißen Kittel sah die Sprecherin mit einem Blick an, der alles sagte.

»Überzeugen Sie sich selbst«, bat Ula Maalan bleich und irritiert, und der Arzt, der die Schwester schon lange kannte und wußte, daß die junge Frau stets aufmerksam und zuverlässig ihren Dienst tat, zuckte wortlos die Achseln und näherte sich dem Bett der Frischoperierten.

Anka Sörgensen atmete tief und ruhig. Auf ihrem Gesicht lag ein ausgeglichener Zug und ein Hauch von Röte.

»Sehen Sie Doktor.« Mit diesen leise gesprochenen Worten zog Ula Maalan vorsichtig die Decke zurück und richtete den Blick auf das

Gesicht des Arztes, um seine Reaktion zu sehen. Im Gesicht des Mannes regte sich nichts.

»Ja, ich sehe es«, sagte er nur. Kein Zusammenzucken, nicht mal das Anheben der Augenbrauen…

Ula Maalan schluckte, wandte sich ruckartig um und starrte auf das Bett.

»Aber… aber…« Zu mehr war sie nicht fähig.

Ihr schwindelte, und sie mußte sich in das Bettzeug krallen, um den Halt nicht zu verlieren.

Es war alles normal. Anka Sörgensen hatte ihre Beine wieder!

*

Kopfschüttelnd zog der Arzt die Decke über den Körper der Schlafenden.

Er nickte der völlig fassungs- und sprachlosen Schwester zu und gab ihr zu verstehen, ihm nach draußen zu folgen.

»Wir haben wahrhaftig genug zu tun, Schwester Ula«, konnte er ihr den Vorwurf nicht ersparen. »Mußte es ein so seltsamer Scherz sein, um…«

Sie schüttelte heftig den Kopf, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Ich weiß, was ich gesehen habe«, sagte sie, »ich habe mich nicht getäuscht!… Sie besaß keine Beine mehr… etwas stimmt nicht mit ihr, das hat auch Dr. Belman geäußert. Er hat sie als übersensibel bezeichnet. Es war keine Halluzination, ich weiß es genau.«

Sie wußte nicht, was sie anderes hätte sagen sollen. Ihr fehlten die Worte, um all die Gefühle auszudrücken, die sie jetzt empfand.

»Wir reden später noch mal darüber«, lenkte der Arzt ein, der nicht minder irritiert war wie sie.

»Vielleicht sollten Sie mal ausspannen. Sie haben in der letzten Zeit sehr oft Dienst gehabt, wie ich festgestellt habe. Sie haben mehrfach eine kranke Kollegin vertreten.«

Ula Maalan atmete tief durch und wollte etwas sagen, schwieg aber dann doch.

Es hatte alles keinen Sinn.

Er ließ sie allein zurück und ging den langen Korridor entlang, ohne sich noch mal umzudrehen.

Ula Maalan starrte ihm nach, schloß eine Sekunde lang die Augen und wandte sich dann wieder ihrem Platz an der Apparatur zu.

Ihr Blick fiel ins Krankenzimmer auf Anka Sörgensen, die in diesem Augenblick erwachte und mit leiser Stimme darum bat, ihr einen Schluck Tee zu geben.

*

In Tamuurs Reich, der das Land und die Stadt Ullnak beherrschte, waren die Nächte düsterer als sonst irgendwo.

Selbst das Licht der Sterne, das manchmal durch die dichte, aufquellende Wolkendecke drang, vermochte diese Düsternis nicht aufzuhellen.

Das Licht war gespenstisch fahl, und die Wolkenränder wirkten wie Gebirge, die bizarr in den Himmel über Ullnak ragten.

Hier hatte sich viel verändert, seitdem Tamuur, der Scharlachrote, die Herrschaft übernommen und seine unheimlichen, geliebten Gärten errichtet hatte.

Viele aus Ullnak hatten hier ihr Leben eingebüßt, tapfere Männer und Frauen, die es gewagt hatten, sich dem Magier entgegenzustellen.

Zu spät hatten sie eingesehen, daß es so nicht möglich war, Veränderungen in diesem Land herbeizuführen.

Tamuur war zu mächtig.

Ihm mußte man ganz anders beizukommen versuchen.

Aber wie?

Es mußte etwas geben, wohinter noch keiner gekommen war. Daß diese Welt der Finsternis, in der es viele Länder und Völker gab, jedoch unmöglich ganz verloren sein konnte, das bewies einfach die Tatsache, daß Aleana noch anderen Sinnes war und sicher viele andere Einwohner auch, die sich versteckt hielten und ihre wahre Meinung nicht offen kundzutun wagten aus Furcht, verwandelt und auf ewig verloren in den geheimnisumwitterten schaurigen Gärten des Unheimlichen zu enden.

Vor und nach dem Schlafen gingen dem in der anderen Welt gefangenen Inder immer wieder die gleichen Gedanken durch den Kopf.

Er hoffte, selbst eine Lösung zu finden, aber er fand keine.

Mitten in der Nacht vernahm er plötzlich ein Geräusch.

Rani Mahay war es gewohnt, auch im Tiefschlaf sofort auf eine Veränderung von außerhalb zu reagieren.

Er schlug die Augen auf.

Schlüssel drehten sich im Schloß der Tür des Verlieses.

Die Tür schwang leise quietschend auf.

Mahay richtete sich auf und sah zwei, drei Gestalten mit schweren Schritten in die Zelle kommen.

»Steh’ auf!« herrschte ihn eine unfreundliche Stimme an.

Die Männer trugen eisenbeschlagene Lederkleidung und waren mit Schwertern bewaffnet. Die Gesichter der Eintretenden waren hart und kantig.

»Der Magier will dich sprechen!«

Zwischen Mahays Augen bildete sich eine steile Falte. »Mitten in

der Nacht? Ich habe den ganzen Tag in den verdammten Steinbrüchen schwer geschuftet. Ich habe ein Recht auf Ruhe.«

»Worauf du ein Recht hast, das bestimmst nicht du, sondern der Magier«, bekam er zu hören.

Murrend erhob der Inder sich von seinem einfachen Matratzenlager.

Was ging vor?

Zum ersten Mal seit Monaten gab es eine Unterbrechung in dem monotonen Tagesablauf.

Angefangen hatte es mit dem merkwürdigen Spuk, mit jener Fremden, die sich Anka Sörgensen genannt hatte.

Oder hatte er das nur geträumt?

Er gab sich mürrisch, aber nicht sonderlich streitsüchtig. Jedermann mochte denken, daß es doch gelungen war, ihn während dieser zurückliegenden Monate zu zähmen.

Er schlurfte hinter dem ersten Wächter her, zwei weitere bildeten den Abschluß.

Er ging durch den kahlen, langen Korridor. Ihre Schritte hallten durch die Dämmerung, die von den blakenden Wandfackeln kaum aufgehellt wurde. Es roch nach Ruß und Rauch.

Steile Treppen führten zu anderen Türmen, die in dem verwinkelten Schloß zuhauf anzutreffen waren.

Die Halle, in die man Rani Mahay brachte, lag etwa in mittlerer Höhe der Hauptgebäude.

Von in Leder und Eisen geschlagenen Wächtern wurde ein nachtschwarzes Portal geöffnet, als sich der Zug näherte.

Der Soldat aus Ullnak, der Mahay vorausging, durchquerte die mächtige Halle, in der es Gewölbegänge und hohe, dunkle Fenster gab und Säulen, die die gebogenen Decken stützten.

Der Saal war riesig, und er war mit großen, erdfarbenen Platten ausgestattet, die den Boden von Wand zu Wand bedeckten.

Am Ende der Halle gab es ein hohes Podest, zu dem breite Stufen führten. Diese Stufen waren mit knallgrünen Teppichen ausgelegt, deren Farbe in den Augen schmerzte.

Zwei Säulen bildeten über dem thronartigen Podest einen Gewölbehimmel, der seltsam verschnörkelt war. Geschwänzte Drachen und Echsen waren reliefartig aus dem Gestein herausgehauen und bildeten eine verwirrende Ansammlung.

Der Thron wurde gestützt von steinernen Fabelwesen, deren Hirnschalen geöffnet waren und in denen Öl stand, das langsam brannte. Das Licht blakte gespenstisch und verlieh dem Saal eine unheimliche, fremdartige Atmosphäre.

Der Thron auf dem Podest war in die Wandnische eingelassen, und er war so breit, daß zwei Personen dort sitzen konnten.

In der Tat saßen auch zwei dort vorn.

Rani zog scharf die Luft durch die Nase, als er erkannte, wer den Platz neben Tamuur einnahm: das war Aleana, die Fürstentochter. Ihr Lächeln war kalt und unbarmherzig. Da wußte er, daß etwas auf ihn wartete, womit er keineswegs gerechnet hatte!

*

Am liebsten hätte er die Augen geschlossen, um den unheimlichen Magier nicht sehen zu müssen. Aber wie ein Magnet zog ihn dessen Aussehen an.

Tamuur war weder menschlich, noch tierischer noch pflanzlicher Natur. Niemand wußte von ihm, wann und wo er geboren worden war, wie seine Existenz überhaupt begonnen hatte. So weit der Scharlachrote selbst zurückdenken konnte, existierte er seit Anbeginn dieser Welt – und seit jener Zeit schon hatte er begonnen, die dämonischen Mächte zu beschwören und für sich zu gewinnen.

Tamuurs Körper bestand aus flachen, breiten Bändern, die straff zusammengewickelt zu sein schienen. Sein Leib wurde von keiner durchgehenden Hautschicht bedeckt. Der Kopf war breit und erinnerte in seiner Form an eine aufgeklappte Muschel. Das Gesicht war in zwei verschiedene Hälften geteilt. Links schimmerte die Muschelform in einem dunklen Orange, rechts in einem tiefen, unheimlichen Grün, das sogar das der Teppiche überbot. Dieses Grün mochte in den tiefsten Tiefen unerforschter Ozeane vorkommen…

Tamuurs Ohren waren gerippt. Bei ihrem Anblick mußte man unwillkürlich an verkrüppelte, eingetrocknete Echsenflügel denken. Eng schmiegten sie sich an seinen Kopf. Das alles war schon sehr unheimlich. Am unheimlichsten aber war das, was ihm ganz offensichtlich den Beinamen ›der Scharlachrote‹ eingetragen hatte.

Aus dem breiten, haarlosen Schädel züngelten etwa dreißig Zentimeter hohe Flammen, die einen dichten Feuerkamm auf seinem Kopf bildeten. Die Flammenzungen schimmerten in sämtlichen Rottönen und verbreiteten zusammengenommen jenes scharlachrote Licht, das Tamuur um sich verbreitete.

»Auf die Knie, Unwürdiger!« zischte der Wächter hinter Mahay. »Verbeuge dich vor Tamuur, unserem Herrn und Aleana, der lieblichen Königin seines Herzens!«

Das Ganze war einziger Sarkasmus und kam einem Spott gleich. Am liebsten hätte Mahay den Sprecher mit einem Faustschlag zu Boden gestreckt, aber er riß sich zusammen.

Er erhielt mit dem Griff des Schwertes einen Stoß zwischen die Schulterblätter, daß er nach vorn taumelte und sofort in die Knie ging.

Die drei Wächter, die ihn begleitet hatten, lachten rauh.

»Wer sich nicht vor Tamuur verbeugt, den bringen wir dazu«, sagte der eine mit rauher Stimme, und ein hartes Lachen kam aus seiner Kehle.

Der scharlachrote Schein um Tamuurs unmenschlichen Schädel verstärkte sich. Das kalte Lächeln um Aleanas Lippen veränderte sich nicht, als Mahay auf dem Boden lag, schmerzhaft das Gesicht verzog und sich langsam wieder aufrichtete.

Mahay schluckte. Er starrte auf die schöne Aleana, die wie eine seltene, kostbare Blüte neben diesem unförmigen Koloß wirkte. Aleanas zarte Glieder schimmerten wie Elfenbein durch das halbdurchsichtige, schwarzgrüne Gewand, das mehr von ihrem Körper preisgab, als es verbarg. Das schwarze Haar fiel wie dichtgewebte Seide auf ihre bloßen Schultern und bildete einen welligen Kranz, der sanft bis zum Ansatz ihrer Brüste reichte. Das Gesicht der schönen Fürstentochter war edel geschnitten, und das schwarze Haar umrahmte ein Antlitz, das ein begnadeter Künstler nicht schöner auf die Leinwand hätte bannen können.

Aber das Lächeln! Es wirkte kalt und unpersönlich, und es paßte überhaupt nicht zu diesem engelgleichen, sanften Wesen, dessen Schönheit im scharfen Gegensatz zu dem Unmenschlichen stand, der den Platz an ihrer Seite einnahm.

»So sehen wir uns wieder«, höhnte Tamuur. Seine dumpfe Stimme wirkte echoartig und hallte durch den Saal. Der Magier hob die Rechte. Es war keine menschliche oder menschenähnliche Hand. Sie sah aus, als wäre sie aus lauter straffen Muskelsträngen zusammengebündelt, die in einem knolligen Auswuchs mündeten. Der wiederum erinnerte an das verdickte Ende eines Röhrenknochens. »Ich heiße dich willkommen zu meinem nächtlichen Spiel. Nichts verschafft mir mehr Freude als die Spaziergänge durch meinen magischen Garten und die Spiele mit Leben und Tod, und meine Liebe, Aleana, die Fürstliche, hat inzwischen eingesehen, daß man in der Tat Freude an diesen Dingen haben kann – auch wenn man nicht wie Tamuur ist, aber eines Tages so sein kann wie er.

Nichts ist vor mir gewesen, und nach mir wird nichts mehr sein! Wenn alle Völker dieser Welt längst vergangen sein werden, wenn die Städte in Schutt und Asche liegen, dann wir es mich noch immer geben.«

»Herrscher über ein Totenreich«, stieß Mahay hervor und blieb auf den Knien.

Er hob den Kopf, aber der wurde ihm mit Gewalt von hinten wieder heruntergedrückt.

Der Koloß von Bhutan ertrug die Demütigungen. Er hatte noch Kraft genug, mit allen dreien fertig zu werden. Doch er ließ sich nicht auf die Provokationen ein. Er war überzeugt davon, seine Kräfte zu

einem späteren Zeitpunkt noch wichtiger zu brauchen.

»Ein Reich, das du dir nicht vorstellen kannst, daß ist alles«, höhnte Tamuur. Seine Stimme hallte wie ein geisterhaftes Echo durch die Halle. »Ein Reich, in dem alles so geformt ist, wie es mein Wille befiehlt. Das ist der Höhepunkt meiner Existenz, den ich anstrebe. Und Aleana, die diesen Sinn anfangs auch nicht begriffen hat, scheint sich verändert zu haben. Nachdenken führt eben manchmal doch zu einem Ergebnis, nicht wahr, meine Liebe?«

Er war ein Monster und sei eine zerbrechliche Blume. Sie paßten einfach nicht zusammen, und Mahay drehte sich förmlich das Herz um, als er sah, wie Tamuur seinen bizarren Arm um die Schultern der zarten Person legte, und wie die sich sogar leicht an ihn schmiegte.

Mahay schluckte.

War es wirklich zu einer Sinnesänderung Aleanas gekommen – oder wirkten sich die magischen Kräfte des Unheimlichen jetzt doch aus? Hatte er die Geduld verloren und zwang Aleana in eine Rolle, in der sie meinte, glücklich zu sein?

Die Fähigkeit und Macht besaß er dazu.

Aber das wiederum hätte seinem Wunschdenken widersprochen, Aleana aus freien Stücken für sich zu gewinnen… Es war alles sehr verworren…

»Laßt uns allein!« befahl Tamuur, und die drei Wächter verließen mit hallenden Schritten den Saal.

Da wollte Mahay sich erheben.

»Bleib auf den Knien!« kühl, sachlich und hart waren die Worte. Und die kamen diesmal nicht aus dem flammenumzüngelten Magierschädel, sondern über die schön geschwungenen, feucht schimmernden Lippen der Fürstentochter. »Er hat recht, was er sagt: ich habe nachgedacht. Er ist mein Gebieter, und ich werde aus freien Stücken seine Gemahlin. Die Welt, die er mir zu Füßen legt, wird nicht mehr gemeinsames haben mit jenen Welten, die ich bisher in meiner Unwissenheit und Kurzsichtigkeit kennenlernte. Tamuur hat mir Türen aufgestoßen, die zuvor für mich versperrt waren. Ich war eine Blinde, nun bin ich sehend geworden. Und vom gleichen Augenblick an, war mir dein Schicksal, Fremder, der du dich Rani Mahay nennst und aus einer anderen Welt zu uns kommst, gleichgültig. Du bist unser Feind, wie die Welt es ist, in der du wiedergeboren wurdest. Tamuur, mein großer Gebieter, hat es richtig erkannt: in deinen Adern fließt das Blut jener, die kommen werden, um die Welt zu verändern. Alles befindet sich in stetiger Bewegung, alles ist in Fluß. Ihr wollt verhindern, daß die Kräfte, die sich hier ausbreiten, auch dort vermehren können. Das war schon immer eure Art. Ich weiß jetzt, wie diese Dinge zusammenhängen. Ich werde alles daransetzen, euch nicht mehr zu helfen, sondern euch zu bekämpfen,

wo immer ich kann… Aleana ist erwachsen geworden. Tamuur hätte mich zu diesen Erkenntnissen zwingen können – er hat es nicht getan. Freiwillig habe ich die geheimnisvollen Bücher studiert, aus denen auch Tamuur sein Wissen bezogen hat und die aus den Bibliotheken einer fernen Welt stammen, welche nie das Auge eines Sterblichen erblickt haben.

Es gab Stunden, da lag mir dein Schicksal am Herzen. Ich begreife diese Stunden nicht mehr, Rani Mahay.

Mein Gebieter könnte meinen, das alles wäre ein abgekartetes Spiel, ich verstellte mich bloß, um ihn zu täuschen. Ich will den Beweis antreten, daß er diese Befürchtung nicht zu haben braucht. So habe ich ihn darum gebeten, das Spiel auf Leben und Tod noch vor seinem Spaziergang durch seine geliebten Gärten stattfinden zu lassen. Nur in diesem Spiel kann ich beweisen, daß es mir ernst ist mit dem, was ich sage. Ich hätte dich vor diesem Spiel warnen können, wäre es mir nicht ernst. Ich hätte dafür Sorge tragen können, die Tür zu deiner Zelle noch vor Einbruch der Dunkelheit zu öffnen, die Tamuurs liebste Stunden sind. Ich hatte die Gelegenheit dazu. Ich habe es nicht getan. Zwei Prüfungen habe ich damit bestanden. Nun trete ich die letzte und entscheidende an: im Kampf auf Leben und Tod werde ich Zeuge sein. Ich werde deiner Vernichtung ohne innerliche Regung zuschauen können, denn ich habe die Bücher der Fremden gelesen – und ihren Sinn verstanden. Sieh' selbst, was dir bevorsteht!«

Es schien nur dieser letzten Worte bedurft zu haben.

Aleana hob die schmale Rechte.

Auf ihr Zeichen hin schob sich das schwarze Portal an der linken Wand auseinander und gab den Blick frei in eine weitere, kahle Halle, in der sich ein mächtiger Schatten bewegte, der den Saal dahinter verließ.

Rani Mahays Nackenhaare sträubten sich, als er erkannte, was da auf ihn zukam!

*

Es handelte sich um ein Monstrum, wie er es nie zuvor gesehen hatte.

Der Leib erinnerte an eine überdimensionale, lederartige Qualle, deren oberstes Ende sich zu einem Hals verjüngte, an dem drei echsenartige Köpfe auf drei Schlangenkörpern ruhten.

Jeder Schädel hatte einen Durchmesser von mindestens einem Meter. Hervortretende, unter hornigen Brauen und Lidern sitzende Augen stierten den Inder an. Die elastischen Schlangenkörper vibrierten leise. Deutlich war das Spiel der gewaltigen Muskeln unter der ledrigen Haut zu erkennen. Die großen Poren bewegten sich wie

Luftklappen auf und ab und ein ständig zischendes Geräusch lag in der Luft.

Das Ungetüm bewegte sich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und Wendigkeit. Mahay sprang auf die Beine und wich Schritt für Schritt zurück.

Tamuur lachte. »Das ist Bodtgan. Ein einziges Wort oder nur eine Geste von mir, und er würde dich armseliges Wurm zerquetschen wie eine lästige Fliege. Aber das wäre zu einfach. Schließlich sind wir hier zusammengekommen, um den wahren Sinn meiner geliebten Aleana zu ergründen und dich in Schwierigkeiten zu bringen. Dein Tod soll nicht von einer Sekunde zur anderen erfolgen. Das wäre langweilig. Das hätte ich schon längst haben können, wenn ich das gewollt hätte. Du sollst kämpfen. Da – links, auf dem Mauervorsprung, liegen die Waffen…«

Rani Mahay wandte den Kopf und lief auf die angegebene Mauer zu.

Bodtgan bewegte sich fauchend und raschelnd über den Boden. Seine Gleitbewegung erfolgte so schnell, daß man glauben konnte, er bewege sich zur gleichen Zeit auf vielen tausend unsichtbaren winzigen Füßen oder Rollen fort.

Die Schlangenkörper schnellten nach vorn – mit ihnen die furchteinflößenden, gewaltigen Schädel, deren Mäuler sich öffneten. Spitze Zähne kamen zum Vorschein, die scharf genug waren, ihn auf der Stelle in Fetzen zu reißen.

Bodtgan hätte schon jetzt die Gelegenheit gehabt, den Inder anzufallen, doch er hielt sich zurück. Tamuur hatte das Zeichen zum Kampf noch nicht gegeben.

»Nutze die Galgenfrist, die ich dir gönne«, sagte er großspurig. »Mach’ dich mit den Geräten vertraut, die da liegen!«

Mahays Blicke irrten über die niedrige Wand, auf der wie auf einer Tischplatte drei seltsam geformte Waffen lagen.

Die eine war ein Mittelding zwischen Schwert und Sichel. Die Schneide befand sich an einem dunklen, geriffelten Stab. Die zweite Waffe war ein mehrfach gezackter und gesägter Speer. Die Spitze war breit und messerscharf. Die dritte war eine rasiermesserscharfe Metallschlinge, die an einem Ende mit einem kräftigen Ledergriff überzogen war. Man konnte die Schlinge benutzen wie eine Peitsche.

»Drei Waffen – drei Köpfe«, vernahm er Tamuurs unangenehme Stimme. »Es liegt an dir, wie du wählst, wie du handelst. Nur eine einzige Waffe paßt jeweils auf einen Kampfkopf des Bodtgan. Gelingt es dir die entsprechende Waffe beim richtigen Kopf einzusetzen, dann hast du alle Chancen, diesen Kopf abzuschlagen, und damit bist du dem Sieg einen Schritt näher.«

»Und was geschieht, wenn ich mit der falschen Waffe einen Kopf

abschlage?« fragte der Inder, dessen Augen sich in ständiger Bewegung befanden.

»Auch das geht. Aber es geschieht zu deinem Nachteil. Durchbohrst du beispielsweise mit dem Zackenspeer einen Hals des Bodtgan der eigentlich nur mit der Schlinge zu fällen wäre, so wachsen an Stelle des einen Kopfes deren drei.«

Das alte Spiel, das sich auch in der auf der Erde gängigen Legende mit der Hydra, der vielköpfigen Schlange, manifestierte wiederholte sich hier im anderen Gewand.

»Und wenn durch den Einsatz einer falschen Waffe drei Köpfe nachgewachsen sind, dann sind sie wiederum nur durch jene Waffe zu fällen, durch die sie wuchsen. Du siehst, wir meinen es gut mit dir. Du kannst also Erfahrungen sammeln und für dich nutzen. Aber es ist natürlich schwerer, drei Köpfe mehr als einen weniger abzuschlagen, nicht wahr? Es kann sein, daß es dir gelingt, beispielsweise mit der Peitschenschlinge einen Kopf des Bodtgan wegzureißen. Aber dann werden zwei weitere, die du nur mit der gleichen Waffe beseitigen kannst, genügend Spielraum haben und Zeit haben, dich zu zerreißen. Der Tod hat eine Vielzahl von Möglichkeiten, dich zu holen.«

Tamuur lehnte sich zurück. Das Feuer aus seinem Muschelschädel flackerte, und seine ganze Umgebung erstrahlte in einem flammenden, scharlachroten Licht.

Dieses Licht spielte auch auf der schönen blassen Haut Aleanas, die von dem Schein eingehüllt zu werden schien.

Auch Aleana lag zurückgelehnt auf ihrem Thron, und nichts auf ihrer Miene hatte sich verändert. Kühl und unpersönlich waren noch immer ihre Augen.

Mahay wußte, daß er ganz allein auf sich gestellt war, daß er keinerlei Hilfe erwarten durfte. Wie immer es auch geschehen war: Aleana stand nicht auf seiner Seite. Entweder war sie der Magie Tamuurs zum Opfer gefallen oder durch das Studium der Bücher verdorben worden. Das eine war so schlimm wie das andere.

»Und was geschieht, wenn es mir gelingt, die richtigen Waffen zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Kampfkopf des Bodtgan einzusetzen?« fragte Rani Mahay mit belegter Stimme.

»Dann ist der Bodtgan tot, und ich habe einen treuen Freund weniger. Damit wäre das Spiel zu Ende, und wir haben unser Vergnügen gehabt. Zumindest meine geliebte Aleana, die dieses Spiel selbst vorgeschlagen hat. Ich werde wohl kaum bis zum Schluß hier ausharren. Mein Garten wartet auf mich.«

»Wenn das Spiel zu Ende ist, dann bin ich der Sieger. Ich kann dann gehen.«

Tamuur gluckste leise, daß es sich anhörte, als ob ein breiiger Sumpf in ihm aufbrodele. »Natürlich kannst du gehen: in meinen

Garten. Dort werde ich aus dir eine wunderschöne Blume machen…«

*

Das Ganze war eine Farce.

Es gab keinen Ausweg aus dem Dilemma. Es war einfach zum Verrücktwerden.

Ob das Ungetüm ihn fraß oder die Gärten des Grauens die Endstation waren: die Hoffnung auf eine Rückkehr war begraben, ein für allemal!

Wut und Verzweiflung packten ihn.

Und er ging sofort zum Angriff über. Er war nicht der Mensch, der sich kampflos ergab.

Bis zum letzten Atemzug wollte er für seine Aufgabe kämpfen.

»Tut mir leid, Björn«, murmelte er, während er blitzschnell und wahllos nach einer der drei Waffen griff. Es war egal, welche er nahm. Keinem der Bodtgan-Köpfe sah man an, mit welchem Gerät er zu fällen war. »Ich hätte gern mehr für dich getan. Die Vorstellung, die ich geliefert habe, war ein bißchen schwach. Die Umstände waren gegen mich, vielleicht ist das das einzige, was ich als Entschuldigung anbringen kann. Ich hatte eigentlich gehofft, noch ein bißchen mitmischen zu können, aber an dem Kerl mit dem Feuerkopf da beiß' ich mir doch wahrhaftig die Zähne aus.«

Er riß die Metallpeitsche an sich, sprang geduckt nach vorn und ließ die Schlinge durch die Luft sausen.

Der Bodtgan war auf den plötzlichen Angriff nicht gefaßt.

Die Metallpeitsche knallte hart über den mittleren Schädel. Sie war so scharf, daß eine lange, tiefe Kerbe in dem Schädel entstand.

Dunkelgrünes Blut sprang wie eine Fontäne hervor und schwappte über den grünen Hals. Es schien, als ob aus dem absterbenden Kopf, der zusammenschrumpfte wie ein Luftballon, die Luft abgelassen würde.

»Getroffen!«

Wie ein Jubelschrei entrann der Ausruf den Lippen des Inders.

Welch ein Zufall. Auf Anhieb erwischte er einen Kopf mit der richtigen Waffe.

Aber bei diesem Zufall blieb es auch.

Nun ging es hart auf hart.

Mahay sprang zurück. Im gleichen Augenblick schnellten die beiden anderen Kampfköpfe des Bodtgan nach vorn.

Der Inder duckte sich. Er spürte den heißen, stinkenden Atem, der ihm ins Gesicht schlug. Die Zähne der Schlangenköpfe knirschten, die langen, dicken Zungen glänzten ölig und schmierig und lösten sich aus dem Maul wie selbständige Lebewesen.

Der einen Zunge konnte er noch ausweichen. Die klatschte wie rohes Fleisch gegen die Wand, daß es einen Knall gab, als ob jemand eine Pistole abgeschossen hätte.

Mit dem anderen Kopf noch konnte der Bodtgan die Aufwärtsbewegung Mahays mitmachen. Die Zunge klatschte dem Inder voll in die Seite.

Der stöhnte, als hätte der Huf eines Pferdes ihn getroffen.

Er rollte zwei, drei Meter über den Boden. Der geschmeidige, quallenförmige Schlangenkörper, der fauchend und schmatzend blitzschnell auf ihn zuschoß, überragte ihn um mindestens drei Meter.

Der Bodtgan war ein Fleischberg, eine vielköpfige Schlange, wie sie auch in der Vorzeit der Erde, als Rha-Ta-N'my ihre Herrschaft aufzurichten versuchte, niemals dort aufgetaucht war. Der Bodtgan war entweder eine eigene Gattung, die nur in Tamuurs Reich lebte oder durch magische Beschwörungen aus einer dämonisch beherrschten Welt kam.

Mahay sprang auf. Der Bodtgan jagte ihn. Der Inder schlug Haken wie ein Hase, und er mußte das Letzte von sich fordern, um dem Monstrum nicht zu nahe zu geraten.

Einmal drohte ihn der massige Körper einfach wie ein Panzer zu überwalzen, ein andermal war es einer der Kampfköpfe, der plötzlich wie ein Geschoß nach vorn schnellte, und dem er gerade noch durch einen geschickten Sprung ausweichen konnte.

Er rannte auf die Wand zu, auf der die beiden bereitliegenden Waffen sich befanden.

Er konnte gerade noch nach dem Zackenspeer greifen, da war der Bodtgan schon wieder da.

Mahays Atem flog, seine Lungen pfiffen, und auf seinem bloßen Oberkörper glänzte der Schweiß.

Der Inder wurde ständig gefordert. Noch war er in der Lage, den blitzschnellen Vorstößen des Bodtgan pari zu bieten, aber wie lange noch würde er dieser Belastung gewachsen sein?

Mahay riß den Speer in die Höhe.

Da rutschte er aus wie auf einer Bananenschale und schlug der Länge nach hin.

Der Boden um ihn herum war feucht und schmierig. Aus Poren unterhalb des Bodtgan-Körpers waren Sekretionen abgesondert worden, welche den Boden schmierten wie ein Ölfilm. Und auf dieser Gleitmasse konnte das Ungetüm sich rasend schnell fortbewegen.

Rani sah den Bodtgan auf sich zukommen.

Der Fleischberg vor ihm wuchs zu erschreckender Größe an.

Der Inder versuchte auf die Beine zu kommen, rutschte abermals aus und griff mit beiden Händen in das glitschige Sekret.

Der Bodtgan!

Es war Mahay unmöglich, in der Eile hochzukommen.

Da riß er einfach den Speer empor und zielte nach dem Kopf, der sich ihm blitzschnell entgegenwand.

Der Speer durchbohrte den Schädel genau durch den weit geöffneten, stinkenden Rachen.

Der Bodtgan brüllte auf, daß die massiven Wände in der Halle zitterten. Der Schrei hörte sich schaurig an.

Grünes Blut tropfte aus dem Maul. Der Bodtgan riß den getroffenen Kopf empor und wollte den Zackenspeer, der im Rachen steckte, mitziehen. Rani hing sich mit aller Kraft daran, um diese Waffe nicht zu verlieren, wußte er doch nicht ob…

Seine schlimmsten Befürchtungen wurden Wahrheit.

Der Schädel schrumpfte ebenfalls, wie der andere – aber kaum war der Schrumpfungsvorgang abgeschlossen, da entwickelten sich grünschillernde, knorpelige Auswüsche, die Knospenform annahmen und rasch größer wurden.

Eine Knospe… zwei… drei… rasend schnell vollzog sich die Bewegung, als ob sie im Zeitrafferverfahren ablaufe.

Die Knospen saßen dicht beisammen und wuchsen dann nach den Seiten und nach oben hin auseinander. Auch der Hals teilte sich.

Wo vorhin noch ein Kampfkopf des Bodtgan gesessen hatte – jetzt befanden sich dort deren drei!

Er hatte die falsche Waffe gewählt!

Noch während sich die Entwicklung rasend schnell vollzog, versuchte Mahay sich verkrampft am Speer festhaltend in die Höhe zu ziehen.

Durch die Zugkraft des Monstrums kam er auch auf die Beine – aber der Speer selbst, der nun als einzige Waffe noch gegen vier Köpfe stand, wurde durch die ruckartige Bewegung des Ungetüms aus seinen Händen gerissen.

Mahay taumelte. Wie ein Schlittschuhläufer jagte er über den glitschigen Boden, knallte gegen die Wand, und die ruckartige Bewegung des Bodtgan schleuderte auch den Zackenspeer gegen das grobe, kahle Mauerwerk.

Es krachte. Der lange Stiel zersplitterte wie eine Eierschale.

Die obere Hälfte des Speers saß unmittelbar unterhalb des Halses des mittleren Kopfes, genau in der oberen hornigen Hautschicht.

Dort schlug er mit jeder Bewegung wie ein lose hängendes Pendel hin und her, sobald das Ungetüm sich bewegte.

Rani atmete schnell und flach. Sein Herz pochte rasend schnell.

Er griff mechanisch nach dem sichelförmigen Schwert, riß es an sich – und erschrak im gleichen Augenblick, da er begriff, daß er mit diesem Schwert überhaupt nichts mehr ausrichten konnte. Die Bedingungen hatten sich durch den ersten Fehler verändert.

Sein Blick irrte von dem vierköpfigen, etwa vier Meter hohen Monster zu dem Sichelschwert – und er brachte es nicht fertig, es einfach wegzuwerfen und sich mit bloßen Händen auf die Quallenschlange zu stürzen.

Vielleicht gab es noch einen anderen Weg, den unförmigen und gefährlichen Feind zu Fall zu bringen.

Von dem Leib selbst hatte Tamuur nichts gesagt. Aber auch er war Fleisch und Blut und damit verletzbar.

Ein scharfer Zuruf erscholl. Der kam aus dem gewaltigen Mund des Magiers.

Der Bodtgan reagierte wie ein abgerichteter Hund. Er verharrte in der Bewegung, und seine vier Köpfe waren alle in Richtung Mahay gedreht. Rani wurde aus acht Augen gemustert, mit Blicken, die ihn wie hypnotisierend auf die Stelle zu bannen schienen.

»Gönnen wir ihm die kleine Verschnaufpause«, höhnte Tamuur, der Scharlachrote. »Er ist schon so verzweifelt, daß er eine Waffe nimmt, die sich praktisch gegen ihn selbst richtet. Er weiß schon nicht mehr, was er tut. Bisher war es interessant, aber jetzt, meine Liebe, kehrt Langeweile ein, findest du nicht auch?«

Aleanas dunkle, unergründliche Augen mit dem rätselhaften Blick waren gesenkt. »Ich finde es interessant, mein Gebieter«, bemerkte sie leise und kühl, als wäre da kein Mensch mehr vor ihr, mit dem gemeinsam sie das Schicksal ihres Landes noch hatte verändern wollen.

»Nun, für dich ist es das erste Mal. Da ist es nur recht, daß dich der Ausgang interessiert. Ich habe mehr Freude an meinem Spaziergang. Die Stunde naht…«

»Laß' mich nicht allein, mein Gebieter! Ich möchte an deiner Stelle erleben, wie er fällt.«

»Ich freue mich, daß du die Gefühle einem Fremden gegenüber nun doch abgelegt hast. Aber du weißt, daß mich nichts von meinem nächtlichen Spaziergang durch den Garten abhalten kann. Noch ein wenig will ich verweilen…« Er gab wieder diesen scharf tönenden Laut von sich.

Der Kampf wurde fortgesetzt.

Vier Köpfe gleichzeitig schnellten Mahay entgegen.

Der setzte alles auf eine Karte.

Er tauchte unter den Köpfen hinweg und schlidderte wie auf einer Eisbahn beduckt, das Sichelschwert über dem Kopf haltend, auf den Leib des unförmigen Kolosses zu.

Dann zog er das Sichelschwert scharf herum. Obwohl er sich nicht daran erinnern konnte, jemals ein Schwert oder eine ähnliche Hieb- und Stichwaffe wie ein ausgebildeter Kämpfer in der Hand gehalten zu haben, beherrschte er die Führung meisterlich.

Er begriff, weshalb dies so war.

In seinen Adern floß das Blut der alten Rasse. Über Generationen hinweg hatte es sich am reinsten erhalten, und alle Erbanlagen jener Vorfahren, die einst auf dem hochentwickelten Xantilon lebten, waren erhalten geblieben.

Es war wie eine Erinnerung an ein fernes Leben – und vielleicht war es ganz und gar so, daß er wie sein großer, mutiger Freund Björn Hellmark ebenfalls schon mal in einer anderen Gestalt gelebt hatte.

Hellmark hatte die Erkenntnis wiedergewonnen. Er war einst Kaphoon gewesen, ein namenloser Barbar, der auf einem edlen Pferd durch die Reiche vergangener Könige und Fürsten ritt, bewaffnet mit einem Schwert, mit dem er den Unterdrückten zu Hilfe eilte, mit dem er Bedrohte verteidigte. Für Recht und Gesetz war er stets eingetreten, und daran hatte sich nichts geändert.

Und jetzt während des Kampfes war es dem Inder, als hätte auch er in einem früheren Leben schon ähnliche Kämpfe durchgemacht, mit ähnlichen Waffen gekämpft. Die Handhabung war ihm einfach nicht fremd. Er schlug sich geschickt und mit Bravour, so gut er in dieser Situation damit zurechtkam.

Das Sichelschwert krachte gegen den Quallenleib, der wie ein massiger Stengel war, auf dem sich die anderen Körperteile des Bodtgan aufbauten.

Die Schneide schlug nicht mal eine Kerbe in den hornigen, panzerartigen Überzug. Hier war der Bodtgan tatsächlich nicht verwundbar.

Aber die Erkenntnis kam eine Zehntel-Sekunde zu spät, und Rani Mahay war nicht mehr imstande, das Ruder zu seinen Gunsten nochmals herumzuwerfen.

Etwas Hartes wickelte sich um seine Beine, war wie eine überdimensionale sehnige Tentakel, die ihn nicht mehr losließ und nach oben riß.

Er verlor den Boden unter den Füßen, hielt das Sichelschwert aber noch immer umspannt, als könne er damit seine verfahrene Situation verändern.

Drei, vier Meter wurde er emporgetragen. Der Schlangenleib preßte seinen Körper zusammen. Riesig groß tauchten die runden, blutunterlaufenen Augen vor ihm auf.

Ein Maul, groß wie ein Scheunentor, öffnete sich vor ihm. Riesige Zähne, stinkender Atem… ein Rachen…

Mahay schlug drauflos.

Sein Unterkörper hing fest wie in einer Zwinge, aber seinen Oberkörper konnte er noch bewegen.

Der Koloß aus Bhutan überlegte nicht mehr, er handelte nur noch.

Es durfte nicht zu Ende sein! Gegen diesen Gedanken wehrte er

sich mit aller Verzweiflung, und es war erstaunlich, woher dieser überforderte Mann jetzt noch die Kraft hernahm, so zuzuschlagen.

Mit einem einzigen Hieb durchtrennte er den muskelsteifen Leib, der ihn umschlang. Mahay kippte mitsamt der abgehackten Schlange in die Tiefe.

Der dicke, ihn umschließende Schlangenleib dämpfte den Sturz gut ab. Eine Erschütterung ging durch Ranis Körper, und er meinte, sich sämtliche Rippen zu brechen. Sein Schädel dröhnte, und alles begann vor seinen Augen auf- und abzutanzen.

Die Gewölbedecke, die Säulen, die Wände und der Thron mit den beiden Beobachtern des unheimlichen, gespenstischen Kampfes…

Der zuckende Leib, den er abgeschlagen hatte, streckte sich. Dunkelgrün, fast schwarz, sickerte stoßweise das dämonische Blut aus dem abgetrennten Auswuchs, während am Körper selbst, wo der Kopf fehlte, drei neue nachwuchsen.

Nun verfügte das Monstrum über sechs Köpfe. Damit war es doppelt so stark wie zu Beginn des Kampfes, während Rani Mahays Kräfte in gleichem Maß abgenommen hatten. Dieser Kampf war aussichtslos!

*

Das sagte auch Tamuur und erhob sich, während sich die drei neuen Köpfe des Bodtgan regenerierten.

»Ich habe dir gesagt, wohin das Spiel führt, meine Liebe. Nun ist es in der Tat uninteressant. Der Bodtgan soll ihn fressen.« Tamuur winkte mit den knolligen Auswüchsen, welche seine Hände darstellten, enttäuscht ab. Die Flammen aus seinem muschelförmigen Schädel züngelten nur noch schwach. »Das ist nichts mehr für mich. Es ödet mich an. Ich hätte ihn gern für meine Gärten gehabt – aber da ist wohl nun nichts mehr dran zu ändern.« Er erhob sich. »Ich möchte meinen Spaziergang nicht länger hinausschieben. Ich habe schon zu lange gewartet, so komme ich kaum noch zu dem, was ich mir vorgenommen habe. Du kannst mir später berichten, wie es im einzelnen war.«

Er stieg die Treppe hinunter, während Mahay sich schweratmend aus der Tentakel schälte, auf die Wand zukroch und sich an den grob gemauerten Steinen langsam emporzog.

Tamuur verschwand in wehendem Umhang durch das weit offen stehende Seitenportal, durch das der Bodtgan gekommen war und von dem aus eine seltsame Luft, die süßlich und nach Verwesung roch, hereinströmte.

Es war die Luft aus den magischen Gärten, in denen Tamuur seine Opfer in eine andere Gestalt zu verwandeln pflegte.

Mahay stand mit dem Rücken zur Wand. Seine Augen erfaßten das Ungetüm, dem er bisher pari bieten konnte.

Die Schlangequalle glitt auf ihn zu. Sechs Köpfe bewegten sich schaukelnd hin und her. Es schien, als begreife der Bodtgan, daß der Kampf zu seinen Gunsten entschieden war.

Nur eines war noch möglich: Flucht.

Er konnte quer durch die Halle rennen – hinaus in den Zaubergarten. Aber da würde er vom Regen in die Traufe geraten.

Wenn der Bodtgan ihn nicht auffraß und allem ein Ende machte, dann würde Tamuur es sein.

Was war besser: der sichere Tod oder das qualvolle Dasein einer Pflanze in Tamuurs Zaubergarten?

Er resignierte. Seine Kräfte waren aufgebraucht.

Der Bodtgan türmte sich wie ein Fleischberg vor ihm auf, und Mahay stand noch immer wie angeklebt an der Wand.

»Du mußt etwas tun!« ertönte da die Stimme. »Du darfst nicht so sterben! Dann wäre – alles umsonst gewesen, Rani Mahay, Mann aus der fremden Welt! Ich weiß, du bist stark und mutig!«

Mahay glaubte nicht recht zu hören und seinen Augen nicht trauen zu können.

Aleana war aufgesprungen. Ihre Augen glänzten wie im Fieber, und sie flehte ihn an.

Die Kühle und Sachlichkeit die sie sich die ganze Zeit über auferlegt hatte, waren wie weggewischt.

*

Ihre Blicke hetzten von einer Ecke des Saales zur anderen.

»Ich weiß, daß er nicht mehr in der Nähe ist, daß er es sich nicht nehmen läßt, seinen nächtlichen Spaziergang durch den grauenvollen Garten zu einem bestimmten Zeitpunkt zu beginnen und zu einem bestimmten Zeitpunkt zu beenden. So eingeplant war dieses furchtbare Spiel.« Ihre Stimme zitterte. Man hörte ihr an, wie sehr sie die ganze Zeit unter der Anspannung gelitten, wie sehr sie sich unter die Rolle gezwungen hatte, die sie darstellte.

»Aleana!« entfuhr es ihm.

»Ich hatte keine andere Wahl, Rani Mahay. Tamuur, der Schreckliche, ist mißtrauisch geworden. Ich mußte sein Mißtrauen zerstreuen. So mied ich die Nähe deiner Zelle, nachdem ich dir versprochen hatte, mich zu melden, sobald es möglich wäre. Mit neuen und hoffentlich besseren Nachrichten. – Tu etwas! Kämpfe! Ich weiß, du kannst kämpfen wie ein Bär! Du mußt diesen Kampf überstehen – ich habe eine Nachricht für dich!«

Er lachte rauh und sah abgekämpft und erschöpft aus.

»Mit bloßen Händen?« murmelte er. »Gegen dieses Monstrum? Sag mir, wie ich das machen soll.«

»Du bist stark. In dir schlummert etwas Besonderes.«

»Gegen die grausame Magie Tamuurs hier in dieser Welt ist kein Kraut gewachsen.«

»Der Bodtgan ist nicht magisch! Er ist ein wildes Tier aus den Bergen Zlot jenseits des Tals der tausend Foltern. Und ein Tier kann man überlisten, wenn man nur will!«

Mahays Augen nahmen einen kalten Glanz an. Die letzten Worte, die über Aleanas Lippen kamen, elektrisierten ihn förmlich.

›Wenn man nur will!‹

Der Bodtgan – ein Tier und kein magisches Geschöpf?

Wie ein Fanal leuchtete vor seinem geistigen Auge die Zeit im Zirkus auf, als er mit einer undressierten Raubtiergruppe um die ganze Welt reiste und mit bloßem Willen diese Raubkatzen bezähmte.

Er war imstande, wilde Tiere unter seine Kontrolle zu bringen, ohne mit Peitsche und Stange zu arbeiten. Und der Bodtgan – war auch ein wildes Tier?

Da schnellten die Schlangenkörper auf ihn zu.

Das ganze Blickfeld vor ihm war ausgefüllt von dem Fleischberg, der sich auf ihn wälzte.

Die sechs unheimlichen Schädel bildeten eine regelrechte Mauer, zuckten in die Tiefe, und alle Mäuler waren aufgerissen, als wollten ihn alle gleichzeitig verschlingen.

Da war es, als würde sich etwas in ihm lösen.

Nein! Er wollte nicht sterben! Er wollte einen letzten, entscheidenden Versuch machen. Eine andere Möglichkeit blieb ihm sowieso nicht mehr.

Er konzentrierte sich auf das Monster.

Mahays Körper war gespannt wie eine Sehne, und in diesen Sekunden forderte er sich eine geistige Leistung ab, die der körperlichen von vorhin um nichts nachstand.

Der Schweiß brach ihm aus.

Er wollte, er mußte die Hirne der sieben Schlangen unter Kontrolle kriegen!

Da ging es wie ein Ruck durch den Leib des angreifenden, halbintelligenten Kolosses, der immerhin imstande gewesen war, Zurufe und Befehle seines Herrn und Meisters des scharlachroten Magiers, zu befolgen.

Die Hirne des Ungetüms standen demnach auf gleicher Ebene wie die eines gut dressierten irdischen Hundes, vielleicht etwas darüber.

Rani Mahay meinte, vor einer unüberwindlichen Mauer zu stehen.

Er kämpfte, ohne dabei einen einzigen Finger zu rühren.

Der Inder hätte jetzt noch nach der Metallpeitsche greifen können,

die nur einen einzigen Schritt entfernt auf dem Boden vor seinen Füßen lag. Aber er wußte, daß diese Waffe nichts zu seinen Gunsten bewirken konnte – im Gegenteil: sie konnte alles nur noch verschlimmern. Wenn er Pech hatte und einen Kopf abschlug – dann wuchsen deren drei nach – und er kämpfte mit neun statt mit sechs Schlangen.

Da brach die Mauer, vor der er sich geistig fühlte, zusammen.

Der Widerstand war durchbrochen. Im Augenblick veränderte sich das Verhalten des Bodtgan. Das unheimliche Geschöpf aus den Bergen Zlots drehte sich um seine eigene Achse, taumelte und schwankte, als hätte es plötzlich seinen Orientierungssinn verloren. Etwas stimmte mit seinen Gleichgewichtsorganen nicht mehr.

Seine Hälse wirbelten wie Polypen im Unterwasserstrom hin und her.

Bösartiges Knurren brach aus den Kehlen. Die Köpfe griffen sich gegenseitig an.

Rani Mahays unbändiger Wille zwang sie dazu, sich anzufallen.

Ein Toben und Knirschen, ein Schmatzen und Brüllen erfüllte die Luft in der großen Halle. Es knallte regelrecht, als die Köpfe aneinanderschlugen.

Der Bodtgan bekämpfte sich selbst.

Sieben Hirne erkannten sich nicht mehr.

Blut spritzte, dunkelgrün bis schwarz lief es über die zuckenden, peitschenden Hälse.

Rani Mahay stieß sich von der Wand ab und lief quer durch die Halle, während der Bodtgan mit sich selbst seinen Todeskampf austrug. Er hatte seinen ursprünglichen Auftrag vergessen. Er selbst war sein eigener Feind. Mahays Wille hatte ihn besiegt.

Aleana lief die mit grünen Teppiche ausgelegten Stufen vorn Thron herunter, und ehe Mahay sich versah, tat sie etwas, womit er nicht gerechnet hatte und was sicher unter ihrer fürstlichen Würde war.

Sie fiel ihm um den Hals, und ihr Schluchzen und ihre Tränen waren echt.

»Ich hab’s gewußt«, flüsterte sie tonlos. »Ich hab’ gewußt, daß du es schaffen würdest. Es war ein Spiel mit dem Feuer. Ich mußte mit diesem hohen Einsatz spielen, verzeih mir! Es hätte mit deinem Tod enden können – aber es gab nur den Umweg über dieses Risiko.«

»Was ist passiert?« fragte Mahay atemlos.

Sie zog ihn um eine Säule herum. »Hier in der Nische hinter dem Thron sieht uns niemand. Ich muß es kurz machen… ich hoffe, daß Tamuur mein Spiel nicht durchschaut hat.«

»Ich glaube es nicht, Fürstin«, stahl sich ein Lächeln auf Mahays angespanntes Gesicht. »Mich hast du davon überzeugt, daß es dir ernst war.«

»Seit Wochen spiele ich dieses Spiel. Ich mußte so tun, als ob ich durch die alten Bücher in der Bibliothek fasziniert und beeinflußt worden sei. Durch irgend etwas mußte schließlich meine Gesinnungswandlung erklärbar werden. Und Tamuur nahm mir diese Äderung auch tatsächlich ab. Er scheint überzeugt davon zu sein, daß die Texte, in die er mich Einblick nehmen ließ und die durch seine Magie für mich lesbar wurden, tatsächlich eine Wirkung hinterließen.« Sie sprach sehr schnell, beinahe hastig, als käme es ihr darauf an, in möglichst kurzer Zeit viel zu sagen. Die Zeit drängte. Fürchtete sie, daß Tamuur doch zurückkommen könnte – außerhalb der Zeit, die sie einkalkuliert hatte?

»Was für Bücher waren es?«

»Er hat sie mitgebracht aus einer anderen Welt, wie er mir verriet. Von einem anderen Stern. Die Bücher stammten angeblich von einem Volk, das verschollen war und direkten Kontakt zu Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin gehabt hätte. Ihm seien diese Bücher anvertraut worden und nur er könne sie lesen und verstehen. Nur wenn er wollte, daß auch ein anderer sie verstehe, dann wäre das ebenfalls möglich. Mir vertraue er. Die Bücher erzählen von einem Geheimnis – ein Geheimnis, das seltsamerweise auch oder gerade mit dieser, meiner Welt zusammenhängt – und von dem ich bisher nichts wußte.«

Ihre Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken, obwohl dies gar nicht nötig war. Hier konnte sie niemand hören.

Der Bodtgan machte einen solchen Lärm, daß alle anderen Geräusche übertönt wurden.

Doch gerade das schien Aleana die meiste Sorge zu bereiten.

»Diesen Lärm wird er ungewöhnlich finden, nachdem er sich schon so sicher war, daß du als Happen für den Bodtgan enden würdest«, stieß sie hervor. Ihr Gesicht zeigte hektische rote Flecke. »Er darf uns jedoch nicht gemeinsam antreffen. Wir haben nur die eine Chance noch: ich bin soweit gegangen, das Ruder noch mal herumzureißen. Wenn es überhaupt möglich ist, dann nur so. Wenn Tamuur uns jetzt hier antrifft, dann ist sowieso alles aus. Nicht nur unser beider Leben ist dann zu Ende – über Ullnak wird dann für alle Zeiten der Himmel nicht mehr klar erscheinen, weil Tamuur diesen ganzen Stern zu einem Ort der Finsternis machen wird.

Hör mir gut zu, Mann aus der Fremde: du hast den Bodtgan besiegt, und wir haben Tamuur bis zu dieser Minuten überlistet. Er muß in dem Glauben bleiben, daß das Schicksal sich durch deine eigene Kraft geändert hat. Er darf nicht auf den Gedanken kommen, daß ich mitgewirkt habe. Ich muß die Rolle der grausamer werdenden Herrscherin weiterspielen – zum Wohl meines Volkes, das ich eines Tages in Freiheit unter dem Geschlecht meiner Familie wiedersehen möchte. Die Menschen in Ullnak sollen keine Sklaven sein. Das ist ein

Fernziel – vielleicht erreichen wir es nie. Ich kann dich nicht begleiten, ich muß hier bleiben, um meine Rolle weiterzuspielen.

Ich will die Zeit nutzen, auch mehr über die geheimnisvolle magische Bibliothek von einem anderen Stern zu erfahren. Nur wenn man weiß, kann man noch mehr riskieren…«

Zwischen Ranis Augen stand eine steile Falte. »Das Risiko kann zu einem Bumerang werden. Wer zuviel weiß – kann auch daran zugrunde gehen. Es kommt immer darauf an, woher dieses Wissen stammt.«

»Noch sehe ich nicht die Gefahr, die du andeutest, Rani Mahay. Ich werde auf der Hut sein, die Texte zu lesen, ohne daß ich mich von ihnen in die Knie zwingen lasse.«

»Du bist die Fürstin dieses Landes, du mußt wissen, was du zu tun hast.«

Sie blickte sich gehetzt um, und auch Ranis Blick irrte hinüber zu dem Bodtgan, der nur noch zwei Köpfe besaß. Die Hälse der beiden letzten Kampfköpfe waren ineinander verschlungen, die Köpfe ineinander verbissen. Die anderen vier Köpfe hingen geschrumpft und ausgeblutet an welken Hälsen, die wie lästige, schlappe Anhängsel hin- und herpendelten. Sie waren zum Teil so morsch, daß sie sich durch die heftigen Bewegungen ablösten und wie dürres Laub über den Plattenboden raschelten.

Im Endstadium des Kampfes spielte sich die Auseinandersetzung der beiden letzten Köpfe des Kolosses praktisch lautlos ab.

Beide Mäuler bissen zu. Ruckartig bohrten sich die dolchartigen Zähne in die Hälse. Der eine knickte ab, der andere wurde völlig durchbissen, so daß der Kopf in dem Maul des zweiten Kopfes zurückblieb.

Das grün-schwarze Blut quoll aus den Wunden. Der Kampfkopf, der noch an fingerdicken Sehnen hing, verkrampfte sich und fiel dann langsam zur Seite. Im Tod noch hielten die Zahnreihen den erbeuteten Schädel umfaßt.

Der tonnenförmige Quallenleib bäumte sich auf.

Ohne Hirn, ohne Köpfe – konnte auch er nicht mehr leben.

Er brach zusammen, und der Fleischberg lag schwer und reglos am Boden inmitten der Halle, in der sich nach Tamuurs Willen eigentlich Mahays Schicksal hätte entscheiden sollen.

»Ich werde dir einen Fluchtweg zeigen. Ein Versteck mußt du dir dann selbst suchen. Ich hoffe, daß es keine Sackgasse für dich sein wird.« Sie drehte sich um, drückte gegen den Fuß eines steinernen Fabelwesens, und lautlos schwang die Steinwand zurück, vor der sie standen. Ein Tunnelsystem breitete sich vor Mahays Augen aus.

»Es ist kein Labyrinth, du brauchst keine Angst zu haben, Mann aus der Fremde. Der mittlere Stollen führt genau unter den

Zaubergärten durch und mitten durch die Stadt. Eine Öffnung mündet in eine Wildnis weit außerhalb. Diese Wildnis wird in den Texten erwähnt, von denen ich denke, daß ich sie verstanden habe. Seit jeher gab es diese Wildnis im Lande Ullnak. Es ist ein Ort, den auch unsere Altvorderen stets mieden, ohne daß sie Näheres darüber verlauten ließen. In der Chronik wurde die Wildnis stets als Ort der harmlosen Geister bezeichnet, die harmlos bleiben, so lange man sie nicht stört. In einem der Bücher Tamuurs meine ich den Ort der harmlosen Geister wiederentdeckt zu haben. Dort wird er als Tanzplatz der Skelette bezeichnet. An einem klaren Tag kann man dort die Skelette tanzen sehen. Es ist ein ganz bestimmter Platz, den du suchen mußt.«

»Ich verstehe das alles nicht«, entgegnete der Inder, als Aleana einen Blick um den Mauervorsprung warf und sich dabei unterbrach. »Was hat das mit unseren Zielen zu tun?«

»Viel, möglicherweise alles. Das Fest der Skelette ist nur bei Sonnenschein zu sehen. Das ist die Stunde, in der Tamuur schläft. Bei den Tänzern soll es sich um ein altes, verdammtes Volk handeln, das durch die Magie des Scharlachroten so wurde, der dieses Volk jedoch längst vergessen hat, von dem man sagt, daß es den Fluch möglicherweise doch nochmal abstreifen könne. Sie kommen aus Antolanien. Das ist ein Land im Unsichtbaren, zu dem es nur einen Eingang gibt. Die Skelette kommen von dort, und sie kehren nach dorthin zurück. Gelänge es dir nun, den Tanz zu beobachten und die Skelette heimlich zu verfolgen, dann würde es dir möglicherweise auch gelingen, mehr über dieses rätselhafte Volk aus Antolanien zu erfahren. Herr der Skelette ist Skelettus, der Fürst der Knochenburg. Suche – und finde ihn! Aber sei auf der Hut! Ihn und sein Volk umgibt ein Geheimnis. Keinem ist es je gelungen, dieses Geheimnis zu ergründen. Es gab Mutige, die es wagten einzudringen. Sie kehrten nie zurück.«

»Dann verstehe ich nicht, was meine Mission für einen Sinn haben soll.«

»In Antolanien, möglicherweise sogar im Besitz Skelettus, befindet sich ein Medaillon. Mit dessen Hilfe können Skelettus und sein Volk von dem unheimlichen Fluch befreit werden. Dies wiederum würde zu drastischen Veränderungen in und um Ullnak führen. Das Ganze hört sich verworren an. Meine Kenntnisse sind gering. Aber das ist eine Chance, die wir nutzen sollten. Eine Chance für dich, für mein Volk und für mich.«

»Wir sitzen alle im gleichen Boot, das ist richtig.«

»Nicht eine einzige Sekunde lang wirst du Ruhe haben, denke immer daran! Wenn Tamuur zurückkehrt und deine Flucht begreift, wird er dich jagen. Und: findet er dich, wird er diesmal keine Sekunde zögern, dich auf der Stelle zu töten. Gelingt es dir, seinem Zugriff zu

entkommen – ist Skelettus dein Feind. Die Gefahr ist dann nicht minder groß. Skelettus und sein Heer dulden keine Fremden. Voraussetzung für die Erringung des Medaillons jedoch ist zunächst, daß es dir gelingt, das Vertrauen des Knochenfürsten zu gewinnen…«

Mahay verdrehte die Augen. »Damit wären auf Anhieb alle Unklarheiten beseitigt«, murmelte er, und zum ersten Mal seit langer Zeit zeigte sich so etwas wie der Anflug eines humorigen Lächelns auf seinem glatten Gesicht. »Mit ein wenig Diplomatie müßte das Ganze eigentlich eine Kleinigkeit sein.«

»Ich weiß nicht, wie es ausgehen wird. Ich weiß nicht, was dich erwartet, Rani Mahay. Meine guten Gedanken und Gebete werden dich begleiten. Und nun geh, für den Fall, daß Tamuur durch Kampflärm angelockt, wider Erwarten frühzeitiger zurückkehrt, schrumpft dein Vorsprung, und alles wird erst recht in Frage gestellt. Dringe, so weit es dir möglich ist, in die Wildnis ein, denn dort wird Tamuur dich wahrscheinlich am wenigsten vermuten! Und nun schlage mich nieder…«

Sein ›Warum‹ stand ihm schon auf den Lippen.

Da begriff er, daß er keine andere Wahl hatte: wollte er Aleanas Leben nicht leichtfertig aufs Spiel setzen. Alles mußte überzeugend dargestellt sein. Auch seine Flucht mußte zu Aleanas Rolle passen. Nach dem Sieg über den Bodtgan war er logischerweise auf sie eingestürmt. Erzürnt über ihren Verrat und ihre Zuwendung an Tamuur hatte er sie gezwungen, ihm einen Fluchtweg zu verraten, was sie auch getan hatte. Und danach mußte er sie niederschlagen, damit sie keine Gelegenheit fand, Hilfe herbeizurufen.

Er schlug zu. Mitten in ihr Gesicht.

Es kostete ihn Überwindung, als er sah, wie ihr Kopf zurückflog, wie sich an der Stelle unterhalb ihres Auges sofort die Haut verfärbte und die Wange anschwoll.

»Es tut mir leid«, hörte sie ihn sagen, tapfer nickend.

Es muß sein. Es war das beste für sie alle beide.

Ein zweiter Schlag. Der saß genau auf der Kinnspitze.

Aleana taumelte und brach zusammen. Aber Mahay brachte es nicht fertig, sie haltlos zu Boden stürzen zu lassen, wo sie möglicherweise noch das Gesicht aufschlug.

Er fing sie auf. Aber um keine verräterischen Spuren zu schaffen, drückte er ihre Hand an die Mauer, so daß es später so aussah, als hätte sie noch Halt daran gesucht, um nicht zu stürzen.

Langsam ließ er sie zu Boden gleiten.

Wehmut schimmerte in seinem Blick.

»Ich hoffe, daß alles gut wird, kleine Fürstin, ich hoffe es von ganzem Herzen…«

Er lief hinein in den Stollen, ohne noch einen Blick

zurückzuwerfen, hinein ins Ungewisse…

*

Schon früh am Morgen lag sie wach, noch ehe die Krankenschwester kam, um das obligate Fieberthermometer zu bringen und den Puls zu messen.

Ula Maalan erledigte diese Arbeiten noch, ehe ihre Schicht zu Ende ging.

Sie war freundlich und ließ sich nicht anmerken, was sie gestern am späten Abend erlebt hatte.

»Nun, wie fühlen Sie sich heute morgen?« fragte sie Anka Sörgensen.

»Bemerkenswert gut«, erhielt sie zur Antwort.

»Keine Schmerzen?«

»Nein, nicht die geringsten.«

Ula Maalan ließ sich nichts anmerken. »Das ist ja erfreulich«, sagte sie lächelnd, aber sie dachte dabei etwas ganz anderes. ›Es ist verwunderlich‹, gingen ihr diese Gedanken durch den Kopf. ›Sie hätte über ein Ziehen und Spannen klagen müssen. Sie ist eine sonderbare Frau…‹

Die Temperatur war normal, der Puls ebenfalls.

»Dr. Belman wird seine Freude an Ihnen haben«, sagte Ula Maalan, bevor sie ging. »Ich wünsche Ihnen für den Tag alles Gute und gute Besserung.«

»Danke, Schwester!«

Anka Sörgensen richtete sich langsam auf.

Sie fühlte sich kräftig und ausgeruht. Eine halbe Stunde später wurden die Betten frisch gemacht. Die Schwester wollte ihr beim Aufstehen behilflich sein. Gleich am nächsten Morgen nach der Operation sollte man zumindest kurz aufstehen. Darauf legte Dr. Belman allergrößten Wert. Die meisten Patienten fühlten sich schwach und hinfällig, und es kam zu Kreislaufbeschwerden.

Anka Sörgensen stand auf ihren Beinen, als mache ihr das alles nichts aus.

Die Krankenschwester wunderte sich. »Ich glaube, Sie sind hier völlig fehl am Platz«, sagte sie fröhlich. »Als man Sie in die Intensivstation verlegte, muß sich jemand einen Scherz erlaubt haben.«

»Es ging mir wohl gestern nach der Operation sehr schlecht, Schwester?«

»Dafür geht es Innen heute schon um so besser. Ich freue mich, daß Sie sich so bemerkenswert erholt haben. Das hat es hier noch nie gegeben.«

»Das hat es noch nie gegeben«, sagte auch Dr. Thorwald Belman, als er die Verlegung der Patientin auf die normale Station veranlaßte, um das Bett für einen dringenderen Fall freizumachen. »Das grenzt an ein Wunder.«

Anka Sörgensen war kein Durchschnittsmensch.

Er untersuchte sie. Die Tatsache, daß diese junge Frau sich völlig schmerzfrei bewegen konnte und über keinerlei Schwäche klagte, stellte sein ganzes medizinisches Denken auf den Kopf.

Anka Sörgensen hatte Hunger und Durst. Aber außer einem schwachen Kräutertee, den sie nur schluckweise zu sich nehmen konnte, erlaubte ihr Belman sonst nichts.

Als er die Wunde sah, versteinerte sein Gesicht.

Er schluckte, zu einer Bemerkung war er nicht fähig.

Die Fäden, mit denen die Hautlappen zusammengenäht worden waren, lagen lose in dem Verband. Die Wunde selbst war weder rot noch feucht – sie war völlig geschlossen, und die Narbe sah aus, als hätte man Anka Sörgensen bereits vor einem Jahr und nicht erst gestern vormittag am Blinddarm operiert!

Damit fingen die Seltsamkeiten erst an…

*

Die Wände selbst schimmerten in einem fluoreszierenden Schein, als wären sie von einer Masse überzogen, die dieses Licht erzeugte.

Grünlich-weiß war das Schimmern, und es wies ihm den Weg.

Sie wählte die Stunde gut. Zu keinem anderen Zeitpunkt wäre es möglich gewesen, so lange unbemerkt zu fliehen. Mahay brauchte diese Zeit, um den Fluchttunnel in die Wildnis hinter sich zu bringen.

Er wurde langsamer. Seine Bewegungen fielen ihm schwer. Mahays ganzer Körper war verschwitzt. Mehr als einmal mußte er jetzt eine Pause einlegen, um wieder zu Atem zu kommen. Und wenn er gegen eine Wand lehnte oder auf dem Boden hockte, die Augen schloß, vollkommen entspannte und tief durchatmete, fragte er sich, was für einen Sinn seine Flucht eigentlich hatte.

Manchmal sah er völlig klar, und in solchen Momenten erblickte er keinen Sinn in seinem Handeln. Er bewegte sich wie ein Mensch, den man mit einer Peitsche ständig im Kreis zu laufen zwang.

Seitdem er sich in dieser anderen Welt jenseits des Zauberspiegels der Kiuna Macgullyghosh befand, gelang ihm überhaupt nichts mehr. Tschinandoah hätte er finden müssen… das war sowohl Björn als auch sein Ziel gewesen.

Was mochte wohl aus dem Freund geworden sein?

Mit der Veränderung der Raum- und Zeitverhältnisse in dieser Welt hatten sich auch die Bedingungen verändert, unter denen Hellmark

Tschinandoah anzutreffen hoffte.

Lebte er noch? War er der Gefangene eines grausamen Herrschers oder Magiers?

Nur die Rückkehr in die Welt, aus der er kam, konnte diese Frage eigentlich beantworten. Aber an eine solche Rückkehr glaubte er mit einem Mal nicht mehr.

Wie sollte er in die Welt der dritten Dimension zurückkommen? Selbst wenn es hier gelang, Tamuur aus dem Sattel zu heben, bedeutete das noch lange nicht, daß für ihm damit der Rückweg gefunden war…

»Schwächling!« sagte er zu sich selbst und nahm die Hände von den Augen. »So hast du die ganzen Monate über nicht gedacht, und jetzt, wo etwas in Fluß geraten ist, kriegst du das große Heulen. Mann, reiß dich zusammen! Irgendwie geht's immer weiter.«

Er stemmte sich in die Höhe. Seine Knie waren butterweich. Aber es half alles nichts, er mußte weiter, wollte er den Vorsprung nicht aufs Spiel setzen.

Und weiter ging es durch die fluoreszierende Stollenwelt. Kühl und glatt waren die Wände, und die Erbauer der Burg, auf deren Grundmauern des rechtmäßigen und nun toten Fürsten von Ullnak Tamuur große Teile des Schlosses neu errichtet hatte.

Aber eigenartigerweise hatte er die Grundfeste dabei unverändert übernommen…

Zu seinem Vor- und Nachteil?

Soviel unsinnige und unlogische Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Das war ein Zeichen dafür, daß er völlig übermüdet war.

Zu allem Überfluß wurde der letzte Teil des Fluchtweges sogar beschwerlicher.

Der Weg stieg an.

Es kam dem Inder vor wie eine Ewigkeit, ehe der Weg wieder eben war und sich vor ihm ein großes ovales Loch zeigte.

Der Ausgang!

Mahay riß nochmal alle Kräfte zusammen, stürmte auf das Loch zu – und hörte im gleichen Augenblick das Geräusch hinter sich.

Eine Hand schien sich in sein Herz zu krallen und der Atem stockte ihm.

Sie waren hinter ihm her, Tamuur und seine Spießgesellen!

*

Sollte die ganze Anstrengung umsonst gewesen sein?

Er forderte das Letzte von sich, erreichte den Ausgang und warf sich förmlich nach draußen. Der Boden unter seinen Füßen war steppenhaft.

Anfangs war das Gras sehr hart und niedrig, dann wurde es höher, schilfähnlich und federartig, wuchs bald wie riesige, geschachtelte Bäume in den dunklem Nachthimmel.

Schachtelhalme und Farne und unheimlich knorrige Bäume, wie er sie noch nie gesehen hatte, bestimmten das Bild der Landschaft.

Er kam sich so vor, als wäre er plötzlich in einen urwelthaften Dschungel geraten. Fehlten bloß noch die Saurier, die plötzlich ihre riesigen Hälse emporstreckten und wie ein Berg vor ihm auftauchten, um alles niederzutrampeln.

Was ihm auffiel, war die unheimliche, beinahe unnatürliche Ruhe dieser Wildnis.

Kein Zirpen, kein Rascheln, kein Piepen. Nirgends bewegte sich ein Tier. Gab es keine?

Es hätten sich jetzt auf jeden Fall welche bemerkbar machen müssen. Er machte selbst einen solchen Lärm, daß er alles, was in nächster Nähe ruhte oder schlief, aufgescheut hätte.

Die Farne und Schachtelhalme klatschten gegen seinen Körper und erzeugten ein raschelndes, langgezogenes Geräusch in der Luft, als ob eine außerirdische, monotone und hektische Melodie durch die Atmosphäre schwebe. Einmal blieb er stehen.

Er kam sich klein und verloren vor in dieser Wildnis.

Er hielt den Atem an und lauschte. Noch donnerten die Hufe nicht über den Boden.

Tamuur und seine Reiter befanden sich noch im Tunnel, und dort war die Akustik so gewesen, daß man meinen könnte, sie wären unmittelbar hinter ihm hergewesen.

Mahay kämpfte sich regelrecht durch die dichtstehenden Farne und Halme.

Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, aber er taumelte weiter. Er dachte an das, was Aleana ihm eingeschärft hatte, und es war ihm, als vernehme er noch jetzt ihre Stimme in seinem Bewußtsein: ›Du mußt so weit wie möglich in die Wildnis hineinfliehen. Dort vermutet Tamuur dich sicher am wenigsten.‹

Jetzt begriff er auch, warum die so war.

Normal wäre eher gewesen, wenn er versucht hätte unmittelbar nach dem Erreichen des Stollenendes nach rechts auszuweichen, an den Gärten und Anwesen Tamuurs vorbei irgendwo ein Versteck in der Stadt suchend.

Dort existierten kleine Gruppen, die Widerstand vorbereiteten, die Mittel und Wege gefunden hatten, um ihre wahren Absichten zu verbergen.

Tamuur würde sicher annehmen, daß er versuchte, zu diesen Gruppen zu stoßen.

Die Wildnis war gefährlich und unbekannt für ihn… und nicht nur

für ihn. Auch für Aleana. Aber das war gleich.

Wieder begann das Karussell der unlogischen Gedanken, die zerfetzten wie ein Nebelhauch, durch das ein Orkan fuhr. Nichts war greifbar.

Rennen… laufen… stürzen… sich wieder aufrappeln… weiter, nur weiter… egal wohin… diese unheimliche Stille… als ob der Tod die Wildnis gepachtet hätte… verdammte Gräser… sie waren manchmal scharf wie Messer, ritzten seine Haut… sein nackter Oberkörper sah bald aus, als ob er ausgepeitscht worden wäre.

Es kam ihm vor, als wäre er bereits seit einer Ewigkeit unterwegs. Sein Körper war nur noch eine einzige empfindungslose Masse, die sich schwer und träge bewegen ließ.

Jede Bewegung war eine Leistung.

Die Farne und Gräser wurden niedriger.

Die Wildnis lichter.

Noch mehr Ruhe! Er hätte es nie für möglich gehalten, daß eine Steigerung von Stille überhaupt noch zu erreichen sei.

Vor ihm war eine endlose Steppe mit niedrigen Schachtelhalmen und riesigen, kahlen Stellen, als ob sich da ein Ungetüm satt gefressen hätte.

Das war doch kein Schutz mehr! Diese offene Ebene konnte doch niemals ein Versteck für ihn sein.

Da war es doch besser gewesen, sich inmitten der urwelthaften Farne aufzuhalten.

Er trug einen kurzen Kampf mit sich aus und entschloß sich, seitlich an den höheren Farnen entlangzulaufen.

Der Boden war hier sehr eben im Gegensatz zu der Wildnis, die er bereits durchquert hatte. Dort war es hügelig.

Hinter den Hügeln gab es doch auch eine bessere Versteckmöglichkeit!

Er blieb wieder stehen und war unschlüssig.

Zu einer Entscheidung kam er nicht mehr.

Wie vom Blitz gefällt, brach er zusammen. Sein überstrapazierter Organismus forderte Tribut. Da brach auch der stärkste Wille zusammen und nutzte nichts mehr.

Rani Mahays Bewußtsein erlosch vor Erschöpfung auf der Stelle. Der Selbsterhaltungsmechanismus war in Kraft getreten. Hätte er sich weiter so strapaziert – wäre das sein sicherer Tod gewesen.

Aber es gab hier viele Möglichkeiten, um zu sterben.

War das, was da vor ihm geschah, nicht auch eine, der er vielleicht noch entkommen wäre?

Der flache, völlig eingeebnete Boden, auf dem weder Baum noch Strauch wuchs, bewegte sich und kam auf ihn zu.

Die Erde war in Bewegung geraten und wurde förmlich angezogen

von dem Fremdkörper, der da reglos lag.

Die Erde verschob sich, und es verschwanden im unmittelbaren Umkreis die kleinen verkümmerten Gräser und Farne, als würden sie vom Boden wie ein Nahrungsmittel aufgesaugt. Denn wo sie eben noch gestanden hatten, wurde die Erde glatt und sauber und eben…

Und auch Mahay schien Nahrung für das Unfaßbare, das hier lauerte und lebte, zu sein. Der Boden schob sich auch über ihn hinweg und nahm ihn auf – doch Rani Mahay merkte nichts mehr davon.

*

Die Ereignisse vom gestrigen Abend kamen Dr. Thorwald Belman durch den diensthabenden Arzt in jenen Stunden ebenso zu Gehör. Er erfuhr von der Meldung der Nachtschwester Ula Maalan und äußerte sich dazu kaum.

Irgend etwas stimmte mit dieser Patientin nicht.

Nie zuvor war Thorwald Belman mit übersinnlichen Phänomenen konfrontiert worden, er hatte auch nie daran geglaubt. Doch hier zeigten sich Erscheinungen, die man nicht einfach mit einem Achselzucken abtun konnte.

Das Ganze beschäftigte ihn so sehr, daß er in den folgenden Stunden öfter auf der Station erschien, auf der Anka Sörgensen untergebracht war.

Er beobachtete, wie sie lief, wie sie ihre Besuche empfing. Man sah dieser Frau die Operation vom gestrigen Tag nicht an. Mit seinen Kollegen wollte er darüber nähere Untersuchungen anstellen und eine Akte anlegen.

Er rief auch die Nachtschwester an und sprach fast eine halbe Stunde lang mit Ula Maalan und wollte sich aus erster Hand ein Urteil über die Beobachtung der Mitarbeiterin holen.

Was Ula Maalan ihm berichtete, hörte sich phantastisch an, aber eigenartigerweise war er dazu bereit, jedes Wort zu glauben. Gab es doch Dinge, die man nicht wissenschaftlich erklären konnte…

Um die Mittagszeit führte er ein eingehendes Gespräch mit Anka Sörgensen. Die junge Norwegerin war bereit, über alles zu sprechen, was sie anging und was sich sowohl vor als auch während der Operation abgespielt hatte.

»Ich war wach gewesen, ich habe alles mitbekommen, aber ich war nicht dazu imstande, mich bemerkbar zu machen«, verriet sie ihm.

Es fiel ihm schwer, das zu glauben.

Er wollte Genaueres wissen. »Können Sie sich an Einzelheiten entsinnen, können Sie die wiedergeben?«

Sie konnte. Thorwald Belman lauschte, und er gab sich Mühe, daß sich seine Empfindungen nicht auf seinem Gesicht wiederspiegelten.

Er war erschreckt über das, was Anka Sörgensen von sich gab. Sie konnte genau die Personen beschreiben, die an der Operation teilgenommen hatten, und wiedergeben, welche Worte gefallen waren.

Und dann erfuhr Thorwald Belman noch mehr.

Anka Sörgensen erzählte von ihrer geistigen Reise in ein anderes Land und von ihren Beobachtungen, die sie dabei machte. Sie beschrieb den Tanz der Skelette und den einsamen Fürsten in der Ritterburg, die ebenfalls ganz aus Knochen bestand und bei deren Bau kein einziger Stein verwendet worden war. Außerdem berichtete sie von Sklaven an einem anderen Ort – und von einem Mann namens Rani Mahay, der in einer Turmzelle gefangen gehalten werde. »Diese Zelle allerdings sah aus, als ob sie aus gewöhnlichem Mauerwerk bestünde«, schloß sie ihre Ausführungen. »Ich habe lange über diese seltsamen Dinge nachgedacht, Doktor, und ich fürchtete schon, verrückt zu werden. Aber ich bin nicht verrückt, und ich hatte auch keine Halluzination. So echt, wie die Bilder waren, die ich während des Operationsvorganges wahrgenommen hatte, so echt waren die Eindrücke, die ich aus jener anderen Welt empfing. Es ist wie ein Puzzlespiel. Ich habe lauter Einzelteile und mir fehlen noch andere, um es zusammenzusetzen. – Erinnern Sie sich an meine scheinbar unbegründete Angst, als ich Ihnen vor der Operation erzählte, wie sehr ich mich davor fürchte, daß die Narkose eventuell nicht wirken könne? Es muß etwas in meinem Unterbewußtsein geben, was diese Angst ausgelöst hat, Doktor. Vielleicht gab es auch eine unbewußte Verbindung zu dem, was sich schließlich auch tatsächlich zugetragen hat. Die Zusammenhänge sind mir nicht klar, aber ich vermute, daß mit der Narkose in mir Gefühle geweckt und entwickelt wurden, die latent schon immer vorhanden waren, die aber durch den Operationsvorgang akut wurden. Es ist, als ob die Flamme schon immer etwas züngelte, aber dann wurde ein Schuß Öl ins Feuer getan, und danach brannte es lichterloh. – Wissen Sie, wie ich mir vorkomme, Doktor?

Wie ein Empfänger, wie ein elektronisches Gerät. Ein Radioapparat nimmt Wellen auf, macht sie hörbar, Wellen, die von irgendwoher kommen, und wenn man den Sender nicht kennt, dann weiß man auch nicht, woher die Sprache oder die Musik stammen. So ähnlich ergeht es mir. Ich bin eine Empfangsstation für Bilder und Worte aus einer anderen Welt, die irgendeine Bedeutung für uns hat. Ist das, was ich gesehen und gehört habe, wichtig für die anderen – für mich… für andere Menschen hier auf dieser Welt? Ich weiß es nicht, Doktor. Aber ich werde alles daransetzen, es zu ergründen.«

»Ich möchte Ihnen gern dabei behilflich sein, Fräulein Sörgensen.«

Er meinte das ernst, aber er wußte – als er die Worte sprach – eigentlich nicht so recht, wie er das anfangen sollte.

Nach der Mittagsruhe kamen Besucher.

Anka empfing einen jungen, gut gekleideten Mann, der sich eingehend mit ihr unterhielt. Wenig später kamen Verwandte, die bis zum späten Nachmittag blieben. Gegen sechzehn Uhr machte Anka Sörgensen einen Spaziergang durch den Park, und Thorwald Belman beobachtete sie vom Fenster seines Zimmers aus.

Sie lief aufrecht und kraftvoll, und wenn man ihren ganz persönlichen Zustand berücksichtigte, dann war es eigentlich eine Farce, diese Frau noch eine einzige Stunde länger hier im Krankenhaus festzuhalten.

Seit der Operation waren erst vierundzwanzig Stunden vergangen.

Anka Sörgensen war und blieb ihm ein Rätsel…

Die junge Frau kam an den hohen Rhododendrenbüschen vorüber, und er konnte sie eine Zeitlang nicht sehen.

So bekam er auch nicht mit, daß sich von einem Seitenweg eine Frau mittleren Alters mit zusammengestecktem Haar und in einem bunt gemusterten Frotteemantel näherte.

Die Frau sah bleich und krank aus und ihre Augen lagen tief in den Höhlen.

Anka Sörgensen hatte die Fremde bisher noch nicht gesehen, die andere blickte sie an, als ob sie ihr bekannt wäre.

Die Frau ging auf sie zu. Ihre Hände zitterten. Das Zittern wurde stärker, als sie sich bis auf zwei Schritte der jungen Osloerin genähert hatte.

Die Frau mit dem hochgesteckten Haar und dem schlechten Aussehen lächelte. Ihre zusammengekniffenen Lippen veränderten sich kaum.

»Ich kenn Sie doch, ich kenn Sie doch von irgendwoher«, sprach sie die Frau einfach an.

»Schon möglich«, entgegnete Anka freundlich. Diese Art Begegnung hatte sie oft. Die Leute starrten ihr auf der Straße oder in Geschäften nach und wußten, daß sie dieses Gesicht, schon mal gesehen hatten, aber im ersten Augenblick fiel ihnen dann meistens nicht ein, wo.

»Wo hab ich Sie nur schon mal gesehen? Sie kommen mir so bekannt vor?« Die Frau musterte sie. Sie hatte ihre Hände in den weiten Ärmeln des Mantels verborgen, um das Zittern zu verbergen.

Anka Sörgensen fühlte sich in der Nähe der Fremden etwas unbehaglich. Sie konnte sich nicht erklären, wieso…

»Sicher verwechseln Sie mich mit jemand«, meinte sie, noch immer lächelnd. Sie hätte es einfacher haben können. ›Natürlich‹, hätte sie sagen können, ›es ist kein Wunder, daß ich Ihnen bekannt vorkomme. Mindestens einmal in der Woche sehen Sie mich auf dem Fernsehschirm!‹

Da ging ein Leuchten über das graue, zerknitterte Gesicht mit den unruhigen Augen. »Jetzt weiß ich es! Fernsehen! Natürlich! Ich kenn Sie vom Fernsehen her! Ihre Shows… Musik, Tanz, Unterhaltung… die witzigen, intelligenten Sketche! Das alles machen Sie doch! Und gut! Sie machen das ganz prima, wirklich…«

»Danke. Ich freue mich, wenn Ihnen die Darbietungen gefallen.«

Das Zittern der Hände war jetzt so stark, daß es auch kaum noch unter den weiten Ärmeln zu verbergen war.

Die seltsame Frau mit dem grauen Gesicht hatte es plötzlich sehr eilig, weiterzugehen. Mit fahrigem Kopfnicken wünschte sie Anka Sörgensen noch alles Gute und weiterhin viel Erfolg und lief darin, leicht nach vorn gebeugt, weiter.

An der Wegabbiegung unter der weit ausladendenden Krone einer Buche blieb sie stehen und blickte der jungen Frau nach.

Die Unterlippe der Frau zitterte. Das Zittern ihrer Hände ließ jetzt merklich nach, je weiter Anka Sörgensen sich entfernte.

Die Norwegerin drehte sich nicht mehr um.

So konnte sie auch nicht sehen, daß die Alte ihr Hände aus den weiten Ärmeln des Frotteemantels nahm und hinter ihrem Rücken seltsame Kreise und Bewegungen in die Luft zeichnete und dabei leise murmelte: »Du wirst sterben. Ich habe dich erkannt. Was du weißt, das darfst du nicht weitergeben…«

»Aber sei vorsichtig«, sagte da eine andere, für die Ohren Dritter nicht wahrnehmbare Stimme in ihrem Innern. »Es muß ein Unfall sein… niemand darf auf den Gedanken kommen, daß es ein geplanter Tod war.«

Die Alte nickte. In ihren Augen funkelte ein seltsames Licht. Ihre Hände waren jetzt ruhig, ein Zeichen dafür, daß die Einflüsse des Körpers und des Geistes Anka Sörgensens sich weit genug entfernt hatten und sie nicht mehr beunruhigen konnten.

Anka Sörgensen war eine gefährliche Person, von ihrer Sicht aus gesehen. Sie mußte so schnell wie möglich sterben.

Die Frau mit dem hochgesteckten Haar und dem grauen Gesicht ging einige Schritte weiter.

Hinter den Rhododendrenbüschen verschwand sie plötzlich, als hätte es sie nie gegeben.

*

Nach ihrem Spaziergang kehrte Anka Sörgensen auf die Station zurück, wo sich das Krankenzimmer befand, in dem sie untergebracht war.

Sie kam gerade die Treppen hoch, als durch den Korridor vor ihr der Wagen mit den gefüllten Tee- und Kaffeekannen und dem

Kaffeegeschirr und Gedecken geschoben wurde.

Es war Kaffeezeit.

Eine junge Hilfsschwester schob den auf Vollgummirollen laufenden Wagen um die Gangbiegung, um auf die andere Seite zu kommen. Dazu mußte sie den Treppenaufgang passieren.

Da geschah es…!

Niemand vermochte später zu sagen, wie es eigentlich zu diesem merkwürdigen Zwischenfall hatte kommen können.

Die Hilfsschwester rutschte plötzlich aus. Sie schlug der Länge nach gegen den vollbeladenen Wagen, der dadurch regelrecht angestoßen wurde. Lautlos und schnell lief er bis zum Treppenende, wo Anka Sörgensen hochkam.

Die Hilfsschwester schrie.

Dann ging es Schlag auf Schlag.

Die Vorderräder rasten über die oberste Treppe, der vollbeladene Wagen mit den großen Metallkannen kippte um.

Splittern, Scheppern, Schreie… Ein Rumpeln und Klirren erfüllte die ganze Etage, als ob in diesem Augenblick eine Bombe explodiere.

Anka Sörgensen sah das Unheil wie eine auseinanderbrechende Mauer auf sich zukommen.

Die großen, gefüllten Kannen kippten, die Deckel sprangen auf, und wie eine Flut ergossen sich der kochendheiße Kaffee und Tee über den Wagen und schwappte auf sie zu!

*

Anka Sörgensen wußte selbst nicht, wie sie es schaffte.

Sie warf sich auf die andere Seite.

Der Wagen knallte mit voller Wucht gegen die Innenwand der Treppe.

Anka Sörgensen bekam noch einige Spritzer des heißen Tees und Kaffees ab, aber die Hauptflut ergoß sich über die Wand und die Treppe, wo sich sich noch eben befand.

Der Stellagenwagen überschlug sich, und der ganze Segen ergoß sich in die Tiefe.

Anka Sörgensen kauerte verkrampft neben dem Treppengeländer, und ihre angsterfüllten Augen schienen aus den Höhlen zu treten, als der Wagen sich beim Überschlagen noch mal seitlich wegdrehte und ihr gefährlich nahe kam.

Sie hatte schon das Gefühl, von der anderen Seite zerschmettert zu werden. Aber die Breite des Treppenaufgangs rettete ihr das Leben.

Sie wurde nur gestreift. Ihr Oberarm wurde von der scharfkantigen Unterseite leicht geritzt, und der Schmerz jagte wie Feuer durch ihre Schulter. Sie hätte in dieser Sekunde am liebsten im Erdboden

versinken mögen.

Mit Donnergetöse schlug der Wagen auf den Treppenabsatz und blieb dort liegen.

Türen wurden aufgerissen, durch die Gänge eilten Schwestern und Ärzte, um nach dem Rechten zu sehen und um Hilfe zu bringen.

Anka Sörgensen wurde von hilfreichen Händen in die Höhe gezogen.

»Ist Ihnen was passiert?« fragte eine leise Stimme erschreckt.

Dann war Dr. Belman schon da. Noch ehe sie ihn sah, registrierte sie schon den Duft seines herben, männlichen Rasierwassers.

»Alles in Ordnung, Fräulein Sörgensen?« fragte er besorgt.

Sie war bleich und unfähig, in diesen Minuten auch nur ein Wort zu sagen. Sie konnte nur nicken.

Sie stand etwas wackelig auf den Beinen, während sie von beiden Seiten unter die Arme gefaßt und gestützt wurde.

»Sofort ins Bett«, ordnete Belman mit leiser Stimme an.

Die Hilfsschwester, die den Proviantwagen geschoben hatte, stand bleich und verstört an der Wand.

»Ich weiß nicht… wie es geschehen ist… der Wagen ist mir plötzlich aus der Hand geglitten… es tut mir leid, es tut mir so leid…«

Als Anka Sörgensen an ihr vorüberkam, stieß sie sich von der Wand ab.

»Ich hoffe, es ist Ihnen nichts passiert?« Die Stimme der Schwester klang belegt.

Anka schüttelte den Kopf. »Der Schreck… es ist nur der Schreck«, murmelte sie mit schwacher Stimme. »Zum Glück – ist alles nur halb so schlimm gewesen.«

Patienten, die neugierig aus ihren Zimmern gekommen waren oder an den Türen standen, wurden vom Personal beruhigt und in die Zimmer zurückgebeten.

Nur eine halbe Etage höher stand eine Frau mit ungepflegtem, hochgestecktem Haar und grauem Gesicht. Sie trug einen bunt gemusterten Frotteemantel und blickte interessiert nach unten, wo sich das Geschehen abgespielt hatte. Um die runzligen Lippen lag ein enttäuschter, bitterer Zug.

Im Vorübergehen nahm Anka Sörgensen die Patientin, die oben mitten auf dem Treppenaufgang stand, wahr.

Ihre Blicke begegneten sich.

Anka Sörgensen dachte sich nichts dabei…

*

Der Arzt bestand darauf, daß sie sich hinlegte. Sie bekam eine Beruhigungsspritze und fühlte sich kurz danach ausgeglichen und

entspannt.

Die oberflächliche Armwunde war behandelt worden. Belman hatte am meisten befürchtet, daß die Blinddarmoperationsnarbe durch den Sturz aufgerissen sein könnte. Aber hier erwiesen sich seine Befürchtungen als unbegründet.

Da es keine frische Narbe gab, konnte sie auch nicht aufreißen.

Anka Sörgensen überwand den Schreck recht schnell.

Schon nach einer Stunde drängte sie es, das Bett zu verlassen.

Sie tauchte an der Tür auf und lief einer Schwester in die Arme, die gerade herein wollte.

»Nichts wie in die Federn!« wurde sie freundlich aufgefordert. »Wenn Dr. Belman das sieht, gibt's ein großes Donnerwetter.«

»Ich bin nicht mehr so krank, um liegen zu müssen. Die andere Sache ist ausgestanden. Es ist schrecklich, im Bett liegen zu müssen, wenn einem nicht danach ist…« Sie unterbrach sich. Vom Ende des Korridors kam die Fremde heran in dem auffallend bunten Frotteemantel. Anka Sörgensens Augen verengten sich unwillkürlich, und der Krankenschwester, die so dicht vor der jungen Osloerin stand, entging die Regung in Anka Sörgensens Gesicht nicht.

Sie folgte dem Blick der Patientin. »Nun, stimmt etwas nicht?«

»Diese Frau dort, Schwester…«

»Welche Frau, Fräulein Sörgensen?«

»In dem bunten Frotteemantel, mit der unmöglichen Frisur… ich habe sie schon ein paarmal heute gesehen. Sie ist wohl sehr krank? Sie sieht schlecht aus.«

»Ich weiß nicht, von wem Sie reden, Fräulein Sörgensen…« Die Blicke der Schwester gingen den Gang entlang und musterten sie dann wieder. »Da ist doch niemand…«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Schwester? Genau vor uns… jetzt geht sie in den Wintergarten.«

Die grau-blauen Augen der Krankenschwester nahmen eine dunklere Farbe an. Man sah förmlich, wie ihr Blick und ihr Gesicht hart wurden.

»Jetzt befindet sie sich hinter dem Gummibaum, da können Sie sie nicht mehr sehen.« Anka Sörgensen beschrieb die Frau ganz genau, aber die Krankenschwester behauptete, daß sich eine Patientin, auf die die Beschreibung paßte und die einen solch auffälligen bunten Mantel trug, garantiert nicht hier auf der Station aufhalte.

»Dann liegt sie eben auf einer anderen«, beharrte Anka Sörgensen auf ihrem Standpunkt. Sie war etwas irritiert, aber sie ließ sich das nicht anmerken. Sie konnte nicht verstehen, daß die Frau an ihrer Seite die Patientin beim Hineingehen in den Wintergarten nicht bemerkt hatte. »Kommen Sie!« sagte Anka. »Machen wir doch gerade einen kleinen Spaziergang in den Wintergarten.« Jetzt wollte sie es

genau wissen.

Etwas störte sie an der ganzen Sache.

Die Krankenschwester ging an der Seite der rasch gehenden Anka Sörgensen.

Die Tür zum Wintergarten stand offen. Hier gab es ein großes Aquarium mit bunten, exotischen Fischen und eine gemütliche Sitzecke zum Lesen und Entspannen und viele Pflanzen, die in holzgemaserten Kübeln standen.

Im Wintergarten befand sich niemand. Die Tür zur angrenzenden Loggia stand offen. Die fremde Patientin in dem buntbedruckten Frotteemantel war offensichtlich nach draußen gegangen.

Da flammte das Signallicht über der Tür eines Krankenzimmers der Station auf. Die Tür lag dem Eingang zum Wintergarten und zur Loggia schräg gegenüber.

»Da braucht jemand Hilfe. Ich bin sofort wieder zurück, Fräulein Sörgensen.«

»Natürlich, nehmen Sie sich nur Zeit, Schwester. Ich warte draußen in der Loggia auf Sie.«

Die Krankenschwester verschwand in dem Raum, über dessen Tür das Lichtsignal brannte, und Anka Sörgensen durchquerte den Wintergarten. Sie trat hinaus in die Loggia.

Da war wirklich niemand.

Sie war beunruhigt.

Fing das Ganze schon wieder an? Mit umfassender Klarheit wurde sie an die gespenstischen Bilder erinnert, die sie aus einer anderen Welt empfangen hatte. Seit ihrem ›Besuch‹ in der Turmzelle dieses Rani Mahay, der eindeutig ein Mensch gewesen war und ihr etwas hatte mitteilen wollen, waren keine Situationen dieser Art mehr an sie herangekommen.

Die tanzenden Skelette… der Herrscher in seiner Knochenhalle… das alles paßte nicht zu der seltsamen Frau aus Fleisch und Blut, die sie vor Stunden im Park angesprochen hatte.

Anka Sörgensens Blick fiel nach unten.

Und dort unten – auf dem Weg, der von gepflegten Beeten, kleinen Springbrunnen und Bänken gesäumt wurde, lief die Patientin in dem buntgemusterten Frotteemantel.

Wie kam sie nach unten? Gab es hier von der Loggia aus eine Treppe?

Anka beugte sich nach vorn.

Es knirschte unheimlich. Ein Zittern lief durch den Boden der Loggia, Risse und Sprünge entstanden, als ob ein Erdbeben das ganze Gebäude erschüttere.

*

Aber das war nicht der Fall.

Die Hauswand stand, der Boden rührte sich nicht. Die Vögel zwitscherten, und die Menschen im Park verhielten sich wie immer.

Die Loggia, auf der sie stand, war baufällig.

Sie zerbröckelte unter ihren Füßen und brach ab…

*

Das Heer der unheimlichen Reiter löste sich aus dem fluoreszierenden Stollen, der unter den Zaubergärten Tamuurs hindurchführte.

Mit donnernden Hufen jagten die Reittiere hinaus in die Nacht. An ihrer Spitze ritt Tamuur.

Der Flammenkamm auf seinem Kopf strahlte in einem grellen Scharlachrot und veränderte die Nacht um sie herum.

Unmittelbar hinter dem Zugang zum Stollen reckte der Magier die Hand, und sein scharfer Zuruf hallte durch die Nacht.

Die Reiter – mehr als fünfzig an der Zahl – brachten die rabenschwarzen Tiere sofort zum Stehen. Schaum triefte um die Mäuler der Pferde, die schwarzen Augen glühten wie Kohlen. Die Männer in den flachen, ölig schimmernden Sätteln waren alle in Lederkleidung mit Eisenbeschlägen gehüllt.

Nur Tamuur nicht.

Er trug ein giftgrünes, locker fallendes Wams, dazu eng anliegende, knallig rote Hosen, die wiederum in grünen Stiefel steckten, die ihm bis oberhalb der Knie reichten.

»Weit kann er nicht gekommen sein. Er ist fremd hier, er kennt sich nicht aus«, dröhnte Tamuurs Stimme durch die Nacht. Seine beiden andersfarbigen Gesichtshälften wechselten ständig in der Farbintensität. Dies war ein Zeichen höchster Erregung. »Er hat es gewagt, Aleana, eure Fürstin, niederzuschlagen, nachdem er sie zuvor dazu zwang, ihm einen Geheimweg zu zeigen. Er kann sich in eine von drei Richtungen gewandt haben: nach links, nach rechts oder geradeaus. Er befand sich schon mal in der Stadt und hoffte, Kontakt zu jenen finden, die mich vertreiben wollen.« Ein rauhes Lachen dröhnte aus seiner Kehle. »Wenn er es versucht, werden meine Spitzel ihn jederzeit finden. Anzunehmen ist jedoch, daß er sich ein Versteck sucht, um die Nacht zu überstehen. Er ist geschwächt, er hat den Kampf mit dem Bodtgan hinter sich gebracht und ist kaum dazu imstande, größere körperliche Strapazen auf sich zu nehmen.

Wir trennen uns hier und teilen uns in drei Gruppen. Die eine reitet den Weg links um die Burg, die andere rechts. Ich führe die Gruppe in die Wildnis an.

Wir müssen ihn finden – und wir werden ihn finden. Wer ihn zuerst findet, hat das Recht, ihn zu töten. Ob tot oder lebendig: ich muß ihn haben!«

*

Die Gruppen trennten sich. Der Boden erzitterte unter den Pferdehufen.

Tamuur jagte seinen Schergen voran. Wie eine lebende Fackel saß er auf seinem Reittier, leicht vornübergebeugt und trieb sein Pferd zur Eile an. Die anderen mußten das heftige Tempo mithalten.

Die kleinen Halme, Gräser und Farne entwickelten sich bald zu gewaltigen Pflanzen, welche über die Rücken der Tiere hinausragten.

Der Wald aus Schachtelhalmen und Farnen schien durch die Gruppe der Reiter in heftige Bewegung geraten zu sein.

Es zischte und knallte, als ob ständig zahllose Peitschen gleichzeitig durch die Luft gezogen würden.

»Zissschhhhh… ppppffffttttt… zisssschhhhh… ppppffffttttt…« Die unheimlichen Geräusche begleiteten die Reiter des Magiers, als ob tausend Teufel gleichzeitig ihre Peitschen schwingen würden.

*

Tamuur ritt tief in die Wildnis hinein.

Die hügelige Landschaft machte einen öden, verlassenen Eindruck.

In einer weit auseinandergezogenen Reihe ritten die Suchtrupps durch die Wildnis, ohne auf den Geflüchteten zu stoßen.

Der Magier und seine Begleiter erreichten die Stelle hinter dem hügeligen Gelände, wo es flach abfiel und sich nackter Sandboden ausdehnte.

An der Grenze zu dieser Sandfläche ließ Tamuur seine Reiter anhalten, und sein sezierender Blick bohrte sich in die Ferne.

Tamuur, der Scharlachrote, gab seinen Reitern den Befehl auszuschwärmen und die Wildnis zu beiden Seiten abzusuchen, während er hier vor der Weite verharrte und den Blick in die Feme gehen ließ.

Wo sich der nächtliche Horizont mit der Erde zu vereinen schien, flimmerte die Luft, als ob sie aufgeheizt würde.

Dort in der Ferne hatte mal das Land Antolanien gelegen.

Tamuur lächelte grausam. Schon lange war er nicht mehr an diesem Ort gewesen. Eine Ewigkeit war es her, seitdem er kluge Schachzüge getätigt und seine Macht gefestigt hatte. Wie ahnungslos waren doch die Herrscherfamilien von Ullnak gewesen!

Vor Urzeiten schon legte er den Grundstein mit dem Wissen der

Fremden von dem anderen Stern. Mit Antolanien hatte sein Weg in die Macht begonnen. Wie klein und unbedeutend war er damals noch gewesen…! Gerade erst hatte er damit begonnen, seine grausamen Gärten zu gestalten, um die Abenteurer und Reisenden zu erschrecken, die durch das Land zogen, um andere Völker und Länder aufzusuchen. Das Tal der tausend Foltern war zum Grab Unzähliger geworden, zum Horror auch derjenigen, welche sonst keine Furcht kannten.

Er konnte den Blick nicht wenden von der endlosen Sandfläche, auf der es nicht mal vereinzelt Gräser gab, als hätte ein Ungetüm von ungeheuren Ausmaßen alles abgefressen mit Stumpf und Stiel.

Die Sandebene bedeckte seitdem einen großen Teil der Wildnis, folgte den Gesetzen des Mondes, der hier über Ullnak nicht zu sehen war, und kündete davon, daß alles noch seinen Gang ging, den er begonnen hatte.

Das Volk von Antolanien war verflucht und würde verflucht bleiben, und es ahnte bis zu dieser Stunde nicht, daß sein eigenes Verhalten bei diesem Fluch eine ganz entscheidende Rolle gespielt hatte.

Sie wollten mächtiger sein als der Eingott, den sie verehrten… sie suchten sich eine neue Religion, einen neuen Gott – und stießen dabei auf Molochos, ohne sein wahres Gesicht zu durchschauen.

Das Rad der Geschichte lief weiter und damit die Entwicklung, die nicht aufzuhalten war. Eines Tages würde die öde Sandebene sich bis zu den Grenzen der Burg und schließlich auch über die Stadt hinaus verbreiten.

Ullnak würde zur Wüste werden, und darin wie ein Fels die riesige Burg, die er eben erbauen ließ. Sie allein würde die Zeiten überdauern, und dann kam das neue Stadium seines Lebens, das auch ihm noch unbekannt war.

Wie eine Flut kam der Sand und fraß die Wildnis und hinterließ eine noch ödere Wildnis. Mit jeder Ebbe und Flut des neuen Mondes über Antolanien würde die neue, aus Sand bestehende Wildnis größer und umfangreicher.

Er zog sein schwarzes Pferd herum, jagte im Galopp zurück und übernahm wieder die Führung des weit auseinandergezogenen Suchtrupps.

»Wir schließen uns den anderen an, die nach Ullnak in die Stadt unterwegs sind«, befahl er. »Die Nacht ist bald zu Ende, aber noch ehe der Morgen graut, werden wir alle Häuser auf den Kopf stellen, und jeden Winkel nach ihm durchsuchen. Und wehe dem, der ihm Obdach gewährt hat!«

*

Es war, als ob ein leichter Wind über die endlos glatte Sandfläche wehe.

Der Boden bewegte sich.

Wie von geheimnisvollen Kräften angezogen, zog er sich wieder zurück.

Es war die Zeit der Ebbe des unsichtbaren Mondes und den ehernen Naturgesetzen einer unsichtbaren Welt gehorchte seit eh und je dieser Landstrich, mit dem es seine besondere Bedeutung hatte.

Die Grasstümpfe kamen wieder hervor, die der Sand nicht vollends hatte aufnehmen und zu seinesgleichen hatte machen können.

Und noch etwas tauchte auf: zwei braune Hände, kräftige Arme, dann der Kopf, die Schultern…

Ein Mensch lag fast haarscharf an der Grenze zur flachen Ebene und Wildnis. Mit jedem Zentimeter, den der Sand durch den unsichtbaren Mond zurückglitt, wurde mehr frei von dem Mann.

Rani Mahay atmete schwach, aber ruhig.

Er bewegte die Finger und spürte die trockenen, harten Wurzeln, die aus dem Erdreich ragten.

Er wußte nicht, wie lange er hier gelegen hatte und was in der Zwischenzeit geschehen war.

Er war verwundert, daß er noch lebte, und er wäre es noch mehr gewesen, hätte er erfahren, auf welch sonderbare Weise seine Rettung ermöglich worden war.

Er hatte es einem Naturablauf zu verdanken, daß er noch lebte.

Als er sich aufrichtete und tief durchatmete, war sein ganzer Körper bedeckt mit winzigen Sandkörnchen, die sich eigenartigerweise nur schwerlich von seinem Körper abstreifen ließen.

Die Körper hatten versucht, mit diesem organischen Stoff eine Verbindung einzugehen wie mit jener Materie, aus der die Gräser und Halme bestanden.

Aber das war ihnen nicht gelungen.

Fleisch und Blut ließen sich nicht zerlegen wie die einzelligen Bausteine der niederen Pflanzen.

Der Sand, der von besonderer Art war, hatte es jedoch versucht ohne Erfolg. Und bei diesem Versuch und dem Zerlegen der Einzeller wurde Sauerstoff in hohen Dosen frei.

Das wiederum war ein weiterer Faktor gewesen, weshalb Rani Mahay noch lebte und er unter der dichten Sandschicht nicht erstickt war.

Er hatte atmen können – mit der Lunge und seiner Haut.

Er erhob sich und blickte sich um.

Es war nicht mehr finster. Es dämmerte. Ein seltsames, nebelhaftes Grau flimmerte in der Luft, und es kam ihm so vor, als ob er einen Schleier vor den Augen hätte. Als er seine Augen rieb, blieb der

Schleier trotzdem.

Mahay fühlte, daß hier in dieser Wildnis, die von Schachtelhalm- und Farndschungel in eine öde Wüste überging, etwas anders geworden war als in jener Stunde, als er, völlig erschöpft und kaum noch fähig, einen klaren Gedanken zu fassen, hier ankam.

Es war etwas vorhanden! Die Luft um ihn herum war gar nicht leer…, und erst jetzt im aufkommenden Morgengrauen wurden diese Dinge sichtbar.

Er sah Häuser, Mauern, Burgen… und direkt vor ihm lag das Gerippe eines urwelthaften Sauriers, der bis auf die letzte Sehne abgenagt war.

Er ging vorsichtig darauf zu, streckte die Hand danach aus – und seine tastenden Finger stießen ins Leere.

Er sah die Dinge zwar, aber er konnte sie nicht greifen.

Mit jeder Minute jedoch, in der das Tageslicht mehr und mehr an Einfluß gewann, wurden die Umrisse schärfer, und es war jetzt deutlich zu erkennen, daß die Häuser, Mauern und Burgen nicht aus Steinen bestanden, sondern aus großen und kleinen fahlen Knochen, die matt schimmerten unter dem Licht der aufgehenden Sonne.

Rani Mahay hielt den Atem an.

Er befand sich mitten in dieser Welt, er konnte sie sehen, aber sie befand sich in einer anderen Dimension, wo sie für ihn im wahrsten Sinn des Wortes nicht greifbar war.

Eine tote, verlassene Welt?

Er mußte an Aleanas Worte denken, die von den harmlosen Spukerscheinungen gesprochen hatte, welche man seit eh und je hier in dieser Wildnis registrierte. Aber wenn jemand ihnen auf den Grund gehen wollte, verschwand er. Demnach war das, was man als harmlos bezeichnete, keineswegs so…

Vor sich sah er einen weiten, runden Platz, auf dem sich das Licht der Sonne spiegelte. Die Fläche dort schien aus geschliffenem Gebein zu bestehen.

Das Ganze sah aus wie eine Fata Morgana aus einer anderen Welt, wie ein Spiegelbild, das durch das Licht der Sonne, die nicht ganz so hell erstrahlte wie auf der Erde, hierher getragen wurde.

Das Reich Skelettus, des Knochenfürsten!

Und dann sah er Skelettus! Auf einem Knochenpferd ritt er durch die flimmernde Morgenluft, als käme er direkt aus dem Himmel über ihm. Skelettus trug einen weiten, wehenden Umhang, und der Fürst wurde flankiert von zwei Fahnenträgern, die Knochenmänner waren wie er und in voller Montur auf ihren knöchernen Pferden saßen. Die Pferde waren geschmückt mit kostbarem, goldgeschmiedetem Zaumzeug, Sätteln mit Filigraneinlegearbeiten und fransigen Decken, die die knöchernen Rücken der Tiere zum größten Teil verbargen.

Die beiden Reiter trugen an schwarz schimmernden Stangen dunkelviolette Fahnen, die im Wind flatterten. Auf den Fahnen waren verschnörkelte Schlangen zu sehen, die keine Köpfe hatten und ein eigenartiges Zeichen darstellten.

Hinter dem Dreiergespann kamen noch mehr Knöcherne, zum Teil auf Pferden, zum Teil aber auch zu Fuß.

Sie lösten sich von der Mauer und kamen aus den Häusern durch die weit offenstehenden Tore der umgrenzenden Knochenmauer.

Sie strebten alle dem freien, ovalen Platz zu. Rani Mahay blickte sich gehetzt um und hechtete hinter das abgenagte Skelett des Riesensauriers. Es kam ihm einfach so vor, als stehe er völlig frei und ungedeckt mitten in der Landschaft oder die Ankömmlinge würden ihn sehen.

Seine Reaktion entsprang einfach einem Deckungsbedürfnis, das er hatte. Er sah das Saurierskelett, und die Knochenplatten und verdickten Enden der Röhrenknochen waren so gewaltig, daß ein ausgewachsener Mann bequem dahinter Schutz suchen konnte.

Er fühlte die Knochen noch immer nicht, und doch kam es ihm so vor, als säße er unmittelbar hinter dem Skelett in der Hocke und könne von hier aus alles vortrefflich beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Ob das auch wirklich so war, würde die nahe Zukunft bald beweisen.

An der Reaktion der Skelettreiter und ihres Fürsten war dies bald abzulesen.

Bis jetzt aber ließen sie nicht erkennen, daß sie ihn bemerkt hätten.

Sie näherten sich dem Oval der unter freiem Himmel liegenden Arena.

Männer und Frauen, die durch die Kleidung einwandfrei zu unterscheiden waren, liefen in das Oval.

Sphärenhafte, hohle Töne, die sich anhörten, als ob man ausgehöhlte Knochen aneinanderschlüge, schwangen durch die Luft und erreichten Mahays Gehör.

Der Tanz der Skelette!

Wenn ein Lebender Zeuge des Tanzes wurde, dann konnte er etwas in Erfahrung bringen, was wichtig war für Ullnak und Antolanien, für Aleana und für ihn.

Es kam nur darauf an, den Tanz auch lebend zu überstehen. Und eben darauf wollte er allerhöchste Aufmerksamkeit wenden.

Im Moment drohte ihm keine unmittelbare Gefahr. Die Welt der Knochenmenschen, die durch einen geheimnisvollen Bann so geworden waren, lag vor ihm, und das Saurierskelett schien ihm in der Tat Schutz zu bieten. Mauern, Häuser und die Knochen dieser Skelette waren eben für die aus dieser Welt eine undurchsichtige

Materie.

Er befand sich in relativer Sicherheit, und da die Knochengestalten ganz fasziniert waren von dem Tanz, den sie hingebungsvoll tanzten oder als Zuschauer daran teilnahmen, war auch kaum anzunehmen, daß sie hier hinter dem Saurierskelett nachsahen. Es bestand überhaupt kein Grund dazu.

Aber er kannte die Gesetze dieser Welt und die der Knochengestalten zu wenig, um hier so sicher sein zu können, wie er es nach diesen Überlegungen war.

Er war entdeckt!

Aber das wußte er noch nicht, da er selbst den Tanzenden aufmerksam zuschaute und sich ganz auf das konzentrierte, was sich da vor ihm abspielte.

Hinter ihm tauchte ein Reiter auf. Der weiche Sandboden schluckte die Geräusche.

Der Skelettreiter erspähte den zwischen den Knochenplatten hockenden Fremdling, hielt sein Pferd an und schwang sich aus dem Sattel. Lautlos zog er sein breites Schwert aus der Scheide, und ebenso lautlos legte er die letzten Meter zu Mahays Versteck zurück.

Der Knochenmann stand genau hinter dem ahnungslosen Inder, hob das Schwert an – und schlug zu.

*

War es ein Zusammenspiel des Schicksals, ein Zufall oder beeinflußte das, was in dieser Welt geschah, die Vorgänge in einer anderen Welt?

Jenseits von Raum und Zeit, in der Welt der dritten Dimension, auf der Erde, mitten in Oslo, entschied sich just in dieser Sekunde auch das Schicksal Anka Sörgensens.

Der Boden unter ihren Füßen brach. Die Platten und der Beton krachten in die Tiefe.

Anka Sörgensen schrie markerschütternd auf. Ihre Beine rutschten nach unten weg. Sie versuchte noch, sich nach hinten zu werfen und den Eingang zum Wintergarten zu erreichen, um nicht mit dem Balkon in die Tiefe zu stürzen.

Doch diese geistesgegenwärtige Reaktion erfolgte trotz allem zu spät.

Sie glitt in das Loch, spreizte die Arme und schrie wie am Spieß.

Donnernd krachten die Gesteinsmassen nach unten, wo spazierengehende Patienten rufend und erschreckt zusammenliefen.

Anka Sörgensen griff einfach nach irgend etwas. Sie sauste hinein wie in einen Schacht, der sich plötzlich unter ihren Füßen öffnete.

Sie fand Halt…

Ein Ruck ging durch ihren Körper. Der seidenschimmernde Morgenmantel, den die junge Osloerin trug, riß auf von der Hüfte bis hoch unter ihre Arme.

Anke Sörgensen brüllte.

Mit zitternden Fingern hielt sie sich fest an einem Eisenträger, der aus der Wand herausragte.

Die Krankenschwester, die sie vorhin bis zum Wintergarten begleitet hatte, kam aus dem Zimmer gestürzt, rannte quer durch den verglasten Vorbau, und ihre Nackenhaare sträubten sich, als sie sah, was sich da Schreckliches ereignet hatte.

Die Schwester ging sofort auf die Knie, legte sich flach auf den Boden und reichte ihre Hände über die abbröckelnde Loggia, die nur noch aus lose hängendem Gestein bestand, das von Drahtgittern zusammengehalten wurde.

Die Loggia sah aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Anke Sörgensen schrie so schrill, daß zu befürchten war, sie würde jeden Augenblick den Verstand verlieren.

Die Schwester war nicht groß genug. Ihre Fingerspitzen reichten nur bis an die Hände Anka Sörgensens, deren ganzes Gewicht an beiden Händen hing.

Die Schwester schrie verzweifelt um Hilfe…

Dann kam diese Hilfe endlich.

Dr. Thorwald Belman und ein junger Assistenzarzt waren zur Stelle.

Belman schluckte nur. Er war nicht fähig, ein Wort zu sagen.

Jetzt kam es auf eine schnelle Entscheidung an. Die beiden Männer hätten keine drei Sekunden später auf der Bildfläche erscheinen dürfen.

Der Eisenträger senkte sich aus unerklärlichen Gründen in die Tiefe – Anka Sörgensen rutschte mit, und ihre Finger brachten die Kraft nicht mehr auf, das ganze Körpergewicht zu halten.

Thorwald Belman und sein Begleiter griffen fast zur gleichen Zeit zu, und sie verhinderten dadurch den Absturz in die Tiefe.

Zentimeter für Zentimeter wurde Anka Sörgensen an ihren Armgelenken von starken Männerhänden hoch – und in den Wintergarten gezogen.

Die Rettungsaktion war begleitet von herabbrechenden Steinen und den Angstschreien der Patienten dieses Hauses, die den Vorfall miterlebten.

Thorwald Belman nahm die völlig erschöpfte und schweißdurchnäßte junge Frau auf beide Arme und trug sie schnell auf ihr Zimmer.

»Was ist nur los mit mir, Doktor?« fragte Anka Sörgensen benommen. »Erst der Zwischenfall mit dem Kaffeewagen… dann die

Loggia… die Frau mit dem bunten Frotteemantel… ich habe sie beide Male zuvor gesehen… ich ziehe das Unglück an, etwas stimmt nicht mehr mit mir… es waren keine Unfälle, ich bin mir dessen sicher, Doktor«, sprudelte es schwach über ihre Lippen.

»Sie sollten jetzt nicht reden, Fräulein Sörgensen.«

»Doch… Sie müssen die Frau finden… suchen Sie sie! Hier im Krankenhaus muß sie liegen. Sie hat etwas damit zu tun. Ich fühle das ganz deutlich.«

»Es war ein Zufall, ein ganz dummer Zufall… zwei Unfälle kurz hintereinander…«

»Wagen, die mit heißem Tee und Kaffee beladen sind, geraten nicht so leicht außer Kontrolle, Doktor… ein Balkon bricht nicht von einer Sekunde zur anderen in die Tiefe. Da gehen Risse und Senkungen voraus, die man vorzeitig erkennen kann. Ich soll sterben, Doktor. Meine schnelle, auch für mich unfaßbare Genesung… meine Wahrnehmungen und Hellsehereien… das paßt jemand nicht. Die Frau, Sie müssen unbedingt die Frau finden.«

»Wenn es Sie beruhigt, werde ich mich darum kümmern.«

»Ja, es würde mich beruhigen.«

Sie hielt die Augen geschlossen und versuchte zur Ruhe zu kommen. Belman hatte ihr sofort eine Beruhigungsspritze verabreicht.

Der Chirurg ließ auf sämtlichen Frauenstationen nach jener Frau suchen, die Anka Sörgensen mehrfach hier inner- und außerhalb des Gebäudes aufgefallen war. Er selbst konnte sich nicht daran entsinnen, eine Frau, auf die diese Beschreibung paßte, jemals gesehen zu haben…

Und es stellte sich heraus, daß die fragliche Person auch nirgends im Haus bekannt war.

Das teilte er Anka Sörgensen wenig später mit, die darum gebeten hatte, sie umgehend zu informieren.

»Im Krankenhaus hat alles begonnen… die Operation hat es ausgelöst, ich laß mich nicht davon abbringen… hier bin ich der Namenlosen begegnet… sie will meinen Tod… hier wird sie ihn erreichen… ich kann nicht länger hierbleiben. Zweimal bin ich gerade noch mal davongekommen, Doktor… das dritte Mal hat sie vielleicht Glück. Entlassen Sie mich!«

»Das kann ich nicht verantworten!«

»Doch, das können Sie! Ich bin gesund. Meine Wunde ist völlig verheilt, und ich kann mich normal bewegen. Geisteskräfte, die stets in mir schlummerten, sind zu voller Blüte entfacht. Ich bin – unbewußt – durch meinen Geist gesund geworden, ich habe – ebenfalls unbewußt – die fremde Welt gesehen, und ich muß etwas wahrgenommen haben, das hier nicht bekannt werden darf. Ich muß untertauchen, Doktor. Sie können es nicht verantworten, daß ich

ermordet werde…«

»Niemand will Sie ermorden, Fräulein Sörgensen! Eine Kette unglückseliger Zufälle…«

»So viele Zufälle gibt es nicht.« Ihre Lippen bildeten einen harten Strich in ihrem hübschen Gesicht, und wilde Entschlossenheit funkelte in ihren Augen. Es schien, als wäre sie in den letzten Minuten aufgrund der gespenstischen und rätselhaften Ereignisse geistig reifer geworden. »Ich bin hier gefährdet. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich noch heute entlassen würden, Doktor. Auf keinen Fall möchte ich die Nacht in diesem Krankenhaus verbringen… Überall lauert der Tod…«

*

War es eine Vorahnung oder registrierte er aus dem Unterbewußtsein heraus eine Bewegung, die ihn dazu veranlaßte, blitzschnell den Kopf zu drehen.

Das Schwert!

Wie ein greller Blitz teilte die Schneide die Luft über ihm.

Rani Mahay warf sich zur Seite.

Keine Sekunde zu früh.

Das Schwert krachte mit voller Wucht zwischen die breiten, fahlen Rippen des vermoderten Urwelttieres und bohrte sich fast zur Hälfte in den weichen, sandigen Boden. Der Sand spritzte auf.

Mahay hechtete nach vorn, ehe der überraschte Skelettgegner erfaßte, worum es ging.

Der Inder umklammerte die Beine des Angreifers und war überrascht, als er Widerstand spürte.

Die weiten Hosen unter dem Umhang gaben nach, und er fühlte die harten Knochen zwischen seinen Fingern.

Der Schwertkämpfer wich nach hinten aus, hielt seine Waffe noch umklammert und riß sie empor.

Es ging alles so schnell, daß die zahllosen Fragen, die ihm dabei durch den Kopf gingen, gar nicht recht in sein Bewußtsein drangen.

Wieso hatte er das Gerippe der Urechse nur gesehen und nicht gefühlt – und weshalb konnte er diesen Gegner sowohl sehen als auch tasten?

Dieser Widerspruch in sich war so eklatant, daß er sich fragte, ob er möglicherweise die Einflüsse zweier verschiedener Welten gleichzeitig wahrnahm.

Der Kampf mit seinem Gegner erforderte seine ganze Aufmerksamkeit, seine ganze Kraft.

Es gelang ihm, den Knochenmann zu packen und zu Boden zu schleudern. Gleichzeitig riß er seinen rechten Arm herum. Der traf die

Waffenhand des anderen mit solcher Wucht, daß es dem Gegner nicht mehr gelang, sein Schwert so weit herumzuziehen, um Mahay damit einen gefährlichen Hieb zu versetzen.

Durch die Wucht des Schlages und den eigenen Schwung flog das Schwert aus der Knochenhand des Angreifers. Es wirbelte über Mahays Kopf hinweg und landete so unglücklich zwischen den fahlen Saurierknochen, daß es mit dem Heft zwischen einer Knochengabelung hängenblieb und mit der Spitze genau auf die beiden Kämpfenden zeigte, die ihre harte, erbitterte Auseinandersetzung fortführten.

Der Knochenmann schlug zu Boden. Mahay warf sich auf den Gegner. Sie rollten über den auf stiebenden Sand.

Mahay schluckte Dreck und Staub, und seine Bronchien wurden gereizt.

Es gelang dem Skelettmann, seine Arme von der Seite her auf Mahays Rücken zu bringen, und der weite Umhang verdeckte den Inder fast völlig.

Der Knochengaul tänzelte unruhig hin und her, ohne jedoch den Platz zu verlassen, wo sein Reiter ihn abgestellt hatte.

Der Kampf spielte sich abseits und unbemerkt von den Tänzern und Zuschauern ab. Die waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie überhaupt nicht mitbekamen, was sich da jenseits des vermoderten Saurierskelettes abspielte.

Rani Mahay kämpfte um sein Leben. Er war erstaunt, welche Kräfte in dieser Gestalt steckten.

Doch dann gewann er endlich die Oberhand. Der weite Umhang mit der angesetzten nicht minder weiten Kapuze hinderte den auf ihn aufmerksam gewordenen Skelettritter der fremden Welt, ihm allzu große Schwierigkeiten zu bereiten.

Mahay sprang auf die Beine. Seine Rechte kam in dem Augenblick hoch, als sein Gegner ebenfalls schwungvoll auf die Beine zu kommen versuchte.

Die Faust des Inders warf den Angreifer jedoch im gleichen Augenblick schon wieder zurück. Das harte Knochenkinn krachte gegen Mahays Faust, und der Inder hatte das Gefühl, als wäre ihm ein Schlag mit einem Hammer versetzt worden.

Der Knöcherne taumelte, drehte sich um seine eigene Achse, riß die Arme hoch und versuchte, den Halt nicht zu verlieren. Er verfing sich in seinem unpraktischen Umhang, der sich auf dem Pferd sicher gut machte, der ihn jedoch hier bei diesen Aktionen in seiner Bewegungsfreiheit enorm einschränkte.

Der Knöcherne machte drei, vier schnelle Rückwärtsschritte, um das Gleichgewicht zu halten.

Da sah er das Schwert. Es steckte noch immer in der

Knochengabelung.

Rani Mahay, der in dieser Sekunde begriff, daß der andere mit dem Besitz der Waffe wieder in Vorteil geraten würde, gab sich einen Ruck, um den Gegner noch einzuholen, dem es gelungen war, sein Taumeln zu stabilisieren.

Mahay war schneller.

Er warf sich dem Davoneilenden erneut an die Beine. Und das hatte der andere ganz offensichtlich nicht mehr einkalkuliert.

Plötzlich kam es zum Stop. Der Skelettritter befand sich halb in der Drehung, als Mahay ihn erreichte.

Das wurde ihm zum Schicksal.

Er konnte nicht mehr zur Seite hin ausweichen und stürzte nach vorn, wobei er sich das Schwert seitlich in den Bauch bohrte. Der Umhang wurde aufgeschlitzt und durchstochen, die Schwertspitze drang in den leeren Raum zwischen den Rippenbögen.

Der Skelettkämpfer kippte nach vorn. In dem Augenblick, in dem das Schwert zwischen einem Rippenpaar des Rückens hervortrat, wurde der Körper schlaff wie bei einer Marionette, bei der man blitzartig auf einen Hieb alle Fäden kappte.

*

Ein Skelett, das Sinnbild des Todes, konnte noch sterben?

Durch eine Waffe, die es selbst hatte anwenden wollen?!

Oder: War das Ganze nur eine Farce, um ihn zu täuschen?

Er war auf der Hut, umkreiste den Reglosen, während er gleichzeitig einen schnellen Blick hinüber zu dem ovalen Tanzplatz warf, wo das Geschehen alle so faszinierte, daß noch keiner bemerkt hatte, was sich hier rund dreihundert Meter von der Arena entfernt abspielte.

Das Skelett war tot.

Mahay zog das Schwert von der Knochengabelung des Saurierkörpers weg und damit die Schwertspitze aus dem hohlen Leib des Kämpfers heraus.

Schlapp und reglos lag sein Widersacher da und wurde von dem Umhang fast völlig verdeckt.

Mahay stellte fest, daß er jetzt tatsächlich auch die Knochen der Saurierechse fühlen konnte, die er zuvor gesehen hatte.

Etwas hatte sich seit seiner ersten Wahrnehmung hier in der Atmosphäre verändert – und das mußte mit dem Tanzritual zusammenhängen.

Die Tänzer bildeten jetzt einen großen Kreis, hockten auf dem Boden und reckten die Hände gen Himmel. Sie hielten ihre Knochenhände geöffnet wie kleine Schüsseln, als wollten sie etwas

von sich nach dort in den Himmel strömen lassen oder etwas erflehen.

Das Licht über der Wildnis und der Ebene war verhältnismäßig hell, aber die Atmosphäre selbst war trüb und grau, die Nebel hatten sich verstärkt, dafür waren die Umrisse der Mauern und Gebäude schärfer geworden, massiver.

Rani Mahay beobachtete den letzten Rest des Tanzes, der eine entscheidende Bedeutung für dieses Skelettvolk haben mußte.

Aus den Gesten und Tanzbewegungen meinte er, einiges deuten zu können. Er bedauerte, den ganzen Tanz nicht verfolgt zu haben. Hier wurde eine Geschichte erzählt, die Geschichte eines Volkes. Und jeder war irgendwie daran beteiligt.

Skelettus, der Fürst der Knochenburg, beobachtete von seinem prächtig verzierten Skelettgaul aus an exponierter Stelle das Ende des Tanzes.

Der erreichte seinen Höhepunkt in der Ankunft mehrerer einfarbig gekleideter Gestalten aus der Menge, die eine große Rolle trugen, offenbar zusammengerolltes Pergament. Das wurde entrollt. Und in dem Augenblick, als der riesige Bogen frei lag, ging es wie ein Orkan durch die Menge.

Quietschen und Schreie, hohles Schlagen und dumpfes Rauschen erfüllten die Luft.

Alles stob durcheinander. Die Reiter saßen auf, die Menge stob auseinander, lief panikartig aus dem Oval, und Skelettus gab seinem Pferd die Sporen, daß der Knochengaul, wie von Furien gehetzt, den offenen Stadttoren zujagte.

Der Nebel wurde stark und verdichtete sich, daß die Reiter und das Fußvolk wie Schemen wirkten.

Trotz des Nebels entging dem atemlosen Inder nicht, daß die meisten der Davonjagenden die weiten Mäntel enger um ihre Schulter zogen, als fröstele sie, und daß sie ihre Kapuzen aufsetzten, als müßten sie sich schamhaft vor etwas verbergen.

Der Nebel wallte und brodelte, als würde der Boden unter den Grundmauern der Stadt zu kochen beginnen.

Da kam Mahay auf eine wahnwitzige Idee.

Er durfte und wollte die Skelettmenschen nicht untertauchen lassen. Er mußte doch hinter ihr Geheimnis kommen!

Er sah, daß die Reiter und zu Fuß Fliehenden gar nicht mehr den Boden berührten. Es war so, als würde der dichter werdende Nebel die Stadt, die in Antolanien lag, aus dieser Welt herauslösen!

Rani rollte das reglose Skelett herum, löste blitzschnell den Umhang, streifte die weiten Hosen ab, stieg hinein und warf sich den Umhang über die Schultern. Er zog die Kapuze nach vorn, so daß von seinem Gesicht praktisch nichts mehr zu sehen war.

Dann sprang er auf den Knochengaul zu, schwang sich auf den

verzierten Sattel und griff in die goldfarben glänzenden Zügel. Dann preßte er dem Tier seine Absätze in die knöchernen Lenden.

Das Pferd reagierte und schien den Fremden gar nicht wahrzunehmen, sondern eher von der allgemeinen Aufbruchstimmung angesteckt zu sein.

Mahay jagte den anderen nach, den Kopf tief nach unten gesenkt und weit vornübergebeugt. Das Schwert seines toten Gegners baumelte an seiner Seite.

Ein Großteil der Reiter und der zu Fuß Fliehenden hatte bereits die Stadttore erreicht. Dahinter zeichneten sich die Straßen und Gassen wie hohe Stollen und Tunnel ab, die aus weißem, brodelndem Nebel zu bestehen schienen.

Die Fliehenden verschwanden in diesen Stollen und auch Rani Mahay preschte darauf zu, in der Hoffnung, noch hinter die fahl schimmernden Stadtmauern zu kommen, ehe die Tore sich schlossen, was in der Tat sich auch jetzt ereignete.

Wie von Geisterhand bewegt, schoben sich die gewaltigen Stadttore nach außen und verengten den Durchgang, durch den in der Zwischenzeit jedoch fast alle gekommen waren.

Rani war der letzte – aber auch er schaffte es noch.

Er schien keinen Boden mehr unter den Füßen zu haben, und als er den Kopf wandte, um einen Blick zurückzuwerfen, da nahm er die Ebene und die Wildnis nicht mehr wahr. Alles war von dem milchigen Nebel verdeckt, und er kam sich vor wie in einem Wolkenmeer, in das er tiefer und tiefer hineinritt wie in eine Welt des Himmelreiches.

Er meinte, eine andere Ebene erreicht zu haben, denn von der alten nahm er nichts mehr wahr!

*

Das Pferd bewegte sich schnell. Es schien über dem Boden zu schweben. Mahay hatte nicht das Gefühl, daß es mit seinen Hufen auf festen Untergrund trat.

Wolken umschwebten ihn. Vor ihm eilten die vermummten Skelette und die Reiter. Die Knochengestalten verschwanden in Häusern, die aus Knochen bestanden, und in Höfen, die dunkel und quadratisch waren und in die kaum ein Lichtstrahl fiel.

In der nebelhaften Atmosphäre vor sich sah Rani Mahay eine gewaltige Burg, deren Türme und Zinnen so zahlreich und groß waren, daß er sie vorhin schon aus der Ferne weit über die Mauern der geheimnisvollen Stadt hatte ragen sehen.

Es war eine bizarre, unheimlich wirkende Burg, die mitten in den Wolken zu thronen schien.

Die wuchtigen Türme enthielten gleichzeitig auch die Toreingänge,

die sich rasselnd in die Höhe bewegten, als der Reiterzug mit den Fahnenträgern und dem Fürsten sich näherte.

Die fahlen Gitterstäbe sahen aus wie geschliffene, dolchartige Zähne, es war, als würde ein Ungetüm seinen Rachen aufreißen, und der umfangreiche, verwinkelte Hof dahinter sah tatsächlich auch aus wie ein finsterer Rachen.

Im Hof gab es Aufbauten, große, himmelwärts ragende Säulen, die diesen Hof zu einem Wald aus dunklen Stämmen machten. Vorspringende Mauern und bizarre Gebilde aus geschliffenen Knochen bewirkten einen phantastischen Eindruck. Der riesige Hof wurde dadurch zu vielen kleinen Höfen, von denen jeder einzelne durch seine Brunnen oder Bogengänge oder Säulen seinen ganz eigenen Charakter hatte.

Die Reitergruppe mit Skelettus erreichte das große Mitteltor.

Ein Teil der Reiter folgte noch nach, während andere die Tore der kleinen Türme benutzten, die sich ebenfalls geöffnet hatten.

Rani Mahay trieb sein Pferd an, als er sah, daß die fahlen Knochengitter langsam wieder in die Tiefe sanken, nachdem der letzten Reiter die Grenze zum Toreingang passiert hatte.

Er mußte es noch schaffen!

Er jagte dahin, daß die Luft über ihn hinwegfauchte, und mehr als einmal flog seine weite Kapuze nach hinten und gab seine prächtig glänzende Glatze frei.

Da zerrte er schnell die Kapuze wieder nach vorn und erreichte das Tor.

Die riesigen Gitterzähne streiften seine Schultern, als er darunter hindurchtauchte und in den Hof preschte.

Die grauen, wabernden Nebel waren überall und verliehen dieser an sich schon merkwürdigen Welt noch eine Gespenstigkeit, die alles überbot, was Mahay bisher gesehen hatte.

Er tauchte ein in den Schlagschatten der Bogengänge und hielt sich in diesem Schatten. Hier hielt er auch an, als er sah, daß die Reiter vor den niedrigen Anbauten hier im Burghof absaßen und ihre Pferde in die Ställe brachten.

Mahay verhielt sich still und abwartend.

Er wurde Zeuge, wie Skelettus, der das weiteste und kostbarste Gewand trug, die breiten Stufen emporstieg. Die großen Flügel der geschliffenen Türen aus Knochenplatten schwangen lautlos auf. Livrierte Diener, Knochenmenschen wie alle hier, öffneten.

Auf dieser Welt schien die Knochensubstanz eine alles umfassende Rolle zu spielen. Nichts anderes schien es sonst zu geben. Selbst die Steine, mit denen der Innenhof gepflastert war, bestanden aus leicht gewölbten Knochen, als hätte man hier große und kleine Schädel von Tieren jeder Art, die einst hier lebten, für diese Zwecke benötigt.

Skelettus lief in den Gang. Trübes, bläulich-grünes Licht umfing ihn. Mahay war etwas mehr als eine Steinwurfweite von dem Fürsten entfernt. Die anderen Reiter waren so mit sich selbst beschäftigt, daß es ihnen entging, wie der Kapuzenmann geduckt hinter den Säulen herlief, sein reiterloses Tier kurzerhand zurückließ und den Weg zum Burgeingang hocheilte.

Die beiden livrierten Skelettdiener folgten ihrem Fürsten. Das Tor war unbewacht!

Rani Mahay drang ein in die Knochenburg Skelettus'.

Die beiden Türflügel schoben sich hinter ihm zusammen.

Der Inder preßte sich an die Wand und blickte den Davongehenden nach. Von dem endlos wirkenden Korridor aus führten mehrere Treppenaufgänge in Ober- und Halbgeschosse, in Nischen und Türme, die hinter Mauervorsprüngen begannen.

Skelettus hatte es sehr eilig, rannte fast durch den Korridor, und wer ihm von einem der Seitenaufgange oder Korridore in den Weg kam, den schrie er an und befahl ihn mit rauher, sich überschlagender Stimme zurück.

Männer und Frauen, die sich ihm anschließen wollten, traten daraufhin den Rückzug an.

Skelettus wollte allein sein.

Sein Ziel war die große Rundhalle am Ende des Korridors. Von einer Empore aus führten mehrere breite Stufen in einen etwas tiefer gelegenen Saal, in dem es kleine und große Springbrunnen gab. Ein Garten innerhalb der Knochenburg! Und wie überall war auch hier alles aus fahler, gewachsener Knochensubstanz errichtet. Die Bäume hatten keine Blätter. Sie waren knorrige, bizarre Gebilde mit verdrehten, pittoresken Zweigen und Ästen, bestehend aus großen und kleinen Knochen.

Skelettus lief von einem Brunnen zum anderen und starrte hinein. Er sah aus wie ein Getriebener, ein Gehetzter, einer, der keine Ruhe mehr fand und kurz davor stand, den Verstand zu verlieren.

Er schlug die Hände an den Kopf, drehte sich im Kreis, lief zu dem größten aller Brunnen, stützte sich an dessen Rand ab und starrte in das still stehende, grünlich schimmernde Wasser.

Dann begann er zu brüllen, als ob er körperliche Schmerzen empfände. Schaurig hallte das mehrfache Echo seiner Stimme durch die Brunnenhalle.

Skelettus stand da, und ein Zittern lief durch seinen knöchernen Körper.

»Das wollte ich nicht, das habe ich nicht beabsichtigt«, tobte er. »Warum quält ihr mich so – mein Volk und mich!«

Er stierte in das Wasser, und Rani Mahay schlich geduckt von Säule zu Säule, und von der höher gelegenen Empore aus hatte auch

er einen hervorragenden Blick in die kleinen und großen Brunnen. In den grünschimmernden Wasseroberflächen sah er Bilder von strahlender Klarheit.

Es sah beinahe so aus, als wären die knöchernen Brunnen Augen, die in eine andere Welt blickten und dort Szenen erfaßten, die hier in diesem Brunnensaal schließlich wahrzunehmen waren.

Rani sah tanzende und fröhliche Menschen. Sie trugen in etwa die gleiche Kleidung wie die Skelettmenschen von Antolanien.

Junge und alte Menschen, Männer und Frauen waren bei den verschiedensten Tätigkeiten zu sehen. Sie unterhielten sich, bestellten ihre Äcker und gingen ihren Vergnügungen nach.

In einem anderen Brunnen waren die gleichen Menschen wieder zu sehen. Mahay erkannte sie an der Kleidung. Aber jetzt waren diese Personen verändert.

Sie waren nicht mehr Fleisch und Blut – sie waren die verdammten Skelette.

Eine Unaufmerksamkeit hatte einer lauernden Macht die Chance geboten, einzugreifen.

Und dann, so kam es Mahay jedenfalls vor und glaubte er, die Szenen bisher deuten zu können, wollte man die Geister wieder loswerden, die man gerufen hatte. Aber die Türen in die andere Welt waren versperrt.

Rani Mahay sah noch mehr und erschauerte, als er das eine oder andere entdeckte, was ihm gar nicht so fremd vorkam.

In einem Brunnen erblickte er ein ganzes Heer von Knochenreitern auf knöchernen Pferden. Wie eine Flut ergossen sie sich aus einem trüben, wirbelnden Himmel. Ein Himmel über einer Landschaft, wie sie nicht auf dieser Welt beheimatet war, sondern in jener Welt, aus der er, Mahay, kam!

Es war die Provence! Frankreich! Und die Geisterheere, die da aus dem Himmel kamen, rissen die Barrieren zwischen dritter und vierter Dimension nieder und kamen wie ein Sturm aus heiterem Himmel.

Die Fassade einer vertrauten Stadt. La Grande Motte! Rani mußte den Atem anhalten, um nicht aufzustöhnen.

Die Hochhäuser, die exklusiven Hotels, ein Dachgartenrestaurant… die Reiter fegten darüber hinweg. Menschen schrien, Sonnenschirme stürzten um und Menschen fielen in die unergründliche Tiefe.

Das alles hatte er erlebt.

Die Knochenreiter waren in Antolanien zu Hause, und wenn einer der Fürsten der Finsternis Helfer benötigte, dann rief er diese Knochenreiter möglicherweise hier ab!

Skelettus und sein Volk waren Sklaven, herabgewürdigt auf eine niedrige Stufe des Daseins, nachdem sie das Ziel zu hoch gesteckt hatten.

Sie wollten mächtiger sein als der Eingott, den sie verehrten, und waren überzeugt davon gewesen, das zu erreichen, was auch er vermochte. Und sie waren in Wirklichkeit einem Satan aufgesessen. Molochos, der Dämonenfürst, hatte seine Hände im Spiel und mit ihm Tamuur, von dem ebenfalls niemand wußte, welchen Rang er einnahm und wo seine eigenen Ziele lagen. Bei Molochos wenigstens war noch die Herkunft bekannt – von Tamuur aber wußte und ahnte man überhaupt nichts…

Die Skelettmenschen von Antolanien waren eine stille Reserve der dämonischen Herrscher.

Mahay fühlte eine Erregung in sich aufsteigen wie schon seit langem nicht mehr.

Die Geisterheere aus dem Jenseits unter dem Befehl von Skelettus – kannten einen Weg in die Welt der dritten Dimension.

Sie waren dort drüben eingedrungen.

Nun begriff er Aleanas Tip um so mehr. Dies war der Weg in seine Welt!

Er mußte nur den richtigen Absprung finden, und er würde drüben ankommen!

Die Hoffnung stieg wie eine lodernde Flamme in ihm auf und schien ihn von innen heraus zu verbrennen. Er fühlte sich glücklich, obwohl er noch keinen Ausweg sah und obwohl Aleana ihn dringend davor gewarnt hatte, die Begegnung mit Skelettus auf die leichte Schulter zu nehmen.

Die Skelettierten waren in gewissem Sinn schizophren. Auf der einen Seite gehorchten sie dem Willen der Herrscher der Finsternis und waren stets kämpf- und einsatzbereit für den obersten Herrscher Molochos. Auf der anderen Seite jedoch schienen sie offensichtlich unter dem Los zu leiden, da sie sich aus eigener Schuld zum Teil selbst in diese Lage gebracht hatten.

Rani lief von einer Säule zur anderen, um in die Nähe des Knochenfürsten zu gelangen.

Der hatte sich inzwischen beruhigt und schrie und tobte nicht mehr. Wie beschwörend stand er am größten der Brunnen und murmelte leise vor sich hin, Worte, die Rani von seinem Standort her kaum mehr verstand.

Der Inder hielt sich an Skelettus' Nähe. Er wunderte sich, daß es im Prinzip so einfach gewesen war, in die Knochenburg des Fürsten einzudringen. Niemand bewachte die Eingänge besonders. Das war auch nicht nötig, dort, wo man keine Feinde und keine Eindringlinge erwartete.

Hier herrschten im übrigen eigene Gesetze. Die Umstände ließen es unter normalen Vorzeichen überhaupt nicht zu, daß einer aus Fleisch und Blut in dieses Reich der Skelette eindringen konnte. Die aus

Ullnak fürchteten den Ort des Spuks, und andere Völker gab es im Bereich jener Grenzen nicht mehr, die Tamuur inzwischen überrannt hatte.

Rani Mahay kauerte hinter dem kleineren Nachbarbrunnen, um Skelettus zu belauschen, als es geschah.

Durch alle Bogengänge, die die Halle rings umgaben, stürmten plötzlich Bewaffnete.

Der Schrei aus hundert Kehlen gleichzeitig hörte sich an wie ein einziger.

Skelettus, in Gedanken und Worte vertieft, warf den Kopf empor. Seine leeren, dunklen Augenhöhlen starrten den Inder an.

Hundert Schwerter gleichzeitig wurden gezückt, der Kreis der Eingedrungenen schloß sich.

Rani Mahay saß in der Falle. Er hatte einen Verdacht. Das Pferd, das er zurückgelassen hatte! Der Reiter, dem es gehörte, fehlte…

Da bewies der Inder, daß er gelernt hatte, aus einer Gefahr und einer scheinbar ausweglosen Situation doch noch das bestmögliche zu machen.

Niemand konnte es verhindern. Er warf sich nach vorn. Ehe Skelettus, der Fürst der Knochenburg, begriff, was eigentlich geschah, war die Angelegenheit schon beendet.

Mahay riß Skelettus mit einem einzigen Ruck das Schwert aus der Scheide, umklammerte den Fürsten, preßte ihn an sich und setzte ihm die Schwertspitze genau unterhalb des Brustbeins an, wo das Gewand sich leicht nach innen drückte und er keinen Widerstand mehr fühlte.

»Zurück!« brüllte er mit Stentorstimme. Seine Augen funkelten und sein entschlossenes Gesicht zeigte, wie ernst es ihm war. »Keinen Schritt näher! Wenn Ihr mich angreift, steche ich euren Fürsten auf der Stelle nieder!«

»Du irrst!« stieß Skelettus hervor. »Wie kannst du mich töten, da ich nicht mehr aus Fleisch und Blut bin?! Nicht ich werde es sein, der stirbt – du wirst derjenige sein!«

*

Sie konnte ihren Wunsch durchsetzen.

Dr. Thorwald Belman sah ein, daß es in der Argumentation Anka Sörgensens einige bestechende Punkte gab, denen er sich nicht verschließen konnte.

Die Gefahr ging hier vom Krankenhaus aus.

Hier war etwas geschehen, hier hatte Anka Sörgensen eine wunderbare Heilung durchgemacht, hier war ihr der Einblick in eine andere Welt geglückt, von der sie nie zuvor gehört hatte.

Dieser Vorgang wiederum hatte angeblich eine Jagd auf sie

ausgelöst, der sie sich durch ihre Flucht aus dem Krankenhaus entziehen konnte.

Ein Ärztekollegium mußte über diesen Fall entscheiden.

Man konnte sich nur der Meinung Belmans anschließen, daß es – allen Naturgesetzen zum Trotz – keinen vernünftigen Grund mehr gab, diese Frau vom medizinischen Gesichtspunkt her auch nur noch eine Stunde länger festzuhalten. Es bestand für sie vom Operations- und Behandlungsgeschehen aus gesehen keine Gefahr. So wurde Anka Sörgensen am späten Nachmittag auf eigenen Wunsch, auf eigene Verantwortung, aber mit dem Segen der Ärzteschaft entlassen.

Das Taxi wartete vor dem Eingang auf sie.

Dr. Belman selbst ließ es sich nicht nehmen, die junge Osloerin, die so seltsame Dinge erlebt hatte, zum Taxi zu begleiten.

»Sie haben sich mir anvertraut, Fräulein Sörgensen. Das war gut so«, sagte er, bevor er sich von ihr verabschiedete. »Ich würde mir wünschen, daß wir jetzt erst recht auch weiterhin in Verbindung bleiben. Hier ist meine Karte.« Er drückte ihr eine schmale, längliche Visitenkarte in die Hand. »Es steht meine Adresse darauf, meine private Telefonnummer und selbstverständlich auch die des Krankenhauses hier. Wenn Sie mich irgendwie brauchen sollten: Lassen Sie es mich wissen, Fräulein Sörgensen!«

Sie lächelte. »Sie haben mir schon sehr geholfen, Doktor.«

»Ich möchte es gern weiter tun. Vertrauen Sie mir! Egal, was auch immer Ihnen begegnen mag: Wenn Sie jemand brauchen, sagen Sie mir Bescheid. Ich möchte gern mit Ihnen in Verbindung bleiben und erfahren, wie es Ihnen geht.«

»Ich halte Sie auf dem laufenden, Doktor, Sie können sich darauf verlassen. Hoffentlich haben Sie dann nicht das Gefühl, es mit einer Irren zu tun zu haben.«

*

Das Taxi fuhr los.

Anka Sörgensen saß im Fond des Wagens. Sie blickte zurück.

Das Krankenhaus lag hinter ihr. Eine Episode ging zu Ende.

Je weiter sie das Hospital hinter sich ließ, desto freier fühlte sie sich.

Und als der Wagen endlich in die Straße rollte, wo sie wohnte, da hatte sie das Gefühl, als wäre alles, was hinter ihr lag, nur ein böser Traum gewesen.

Die vertrauten Häuser, die Menschen, die kleinen Geschäfte, die Nachbarn… hier war sie zu Hause.

Genau ihrer Wohnung gegenüber lag ein kleines Juweliergeschäft. Wenn sie auf dem Balkon in der ersten Etage saß, dann konnte sie in

die kleinen Schaufenster sehen und die kostbaren und schönen Dinge bewundern.

Herr Tolson machte herrliche Schmuckstücke, und für sie hatte er schon manches Stück entworfen und es ihr zu einem wirklich günstigen Preis überlassen. Tolson verehrte sie.

Als das Taxi an dem Juweliergeschäft vorbeifuhr, warf Anka Sörgensen unwillkürlich einen Blick durch die schmale Tür.

Vielleicht konnte sie Tolson zuwinken…

In seinem Geschäft hielt er sich auf. Sie sah ihn an der Theke hantieren, doch er konnte sie nicht sehen, weil er eine Kundin bediente, die mit dem Rücken zur Tür stand. Die hagere Frau trug einen leichten, dunkelbeigen Übergangsmantel. Das Haar war gut frisiert, und die Hochfrisur betonte den schlanken, hellhäutigen Nacken der Kaufinteressentin.

Anka Sörgensen war zu Hause. Der Fahrer stellte das Taxometer zurück, nachdem er den Fahrpreis abgerechnet hatte, und trug Anka den kleinen Koffer mit den wenigen Habseligkeiten bis zur Haustür.

»Soll ich Ihnen nicht doch lieber den Koffer in die Wohnung tragen, Fräulein?«

»Nein, danke. Das geht schon. Die beiden Treppen, die schaff ich.«

Der freundliche Fahrer zuckte die Achseln und fuhr los.

Anka stieß die Tür auf.

Genau in dem Juwelierladen gegenüber probierte die Interessentin ein Collier an. Sie stand vor einem Spiegel, um das gute Stück von Sitz und Aussehen her besser beurteilen zu können. Der Spiegel war so ausgerichtet, daß sich in ihm auch ein Teil der gegenüberliegenden Straßenseite und vor allem auch die Haustür zeigten. Und darauf legte die Besucherin des Ladens offensichtlich mehr Wert als auf das Aussehen des Colliers, das sie nur zum Vorwand nahm.

Die Frau beobachtete, wie Anka Sörgensen im Haus verschwand. Die Tür klappte ins Schloß.

Da richtete die Frau sich auf, und um ihre schmalen, tief eingefurchten Lippen lag ein grausames Lächeln.

Anka hätte die Fremde sofort wiedererkannt.

Es war die Frau mit der grauen Haut und den tief liegenden Augen, die ihr in dem bunt gemusterten Frotteemantel im Garten des Hospitals begegnet war.

*

»Ich weiß, daß du sterben kannst. Ein Zufall ließ mich Zeuge werden, Fürst. Einer deiner Männer entdeckte mich, als ich den Tanz der Skelette beobachtete – er wollte mich töten. Er stürzte in sein eigenes Schwert. Seitdem liegt er einige Steinwurfweiten vom

Tanzplatz der Skelette entfernt. Als alle flohen – blieb er zurück. Etwas ist aus seinem Körper entwichen, was Ihr möglicherweise auch besitzt, obwohl man es auch mir nicht mehr zutraut: eine Seele.«

Mahay spürte förmlich, wie Skelettus zusammenzuckte.

»Befiehl deinen Leuten, sich keinen Schritt mehr vorzubewegen! Ich mach' ernst.« Zum Beweis seiner Worte verstärkte er deutlich sichtbar den Druck des erbeuteten Schwertes.

»Zurück!« Diesmal brüllte Skelettus.

Die anrückenden Skelettkämpfer blieben auf der Stelle stehen, aber sie öffneten nicht den dichten Kreis. Wie eine Mauer umringten sie die beiden Männer um den großen Brunnen.

»Du hast… den Tanz der… Skelette… beobachtet?« fragte der Fürst rauh. »Kein außenstehender Sterblicher aus Fleisch… und Blut… kann und darf diesen Tanz jemals sehen!«

»Niemand hat mich daran gehindert, Fürst. Ich möchte mich gern mit dir unterhalten. Es gibt bestimmt viele Dinge, die geklärt werden müssen und die für uns beide von Vorteil sein können – könnte ich mir jedenfalls denken.«

»Wenn es dir ernst ist mit diesem Gespräch, warum bist du dann hier eingedrungen, um mich zu töten?«

Rani Mahays Augen verengten sich. »Es gibt Ursachen, und es gibt Wirkungen darauf, Fürst. Ich bin nicht hier hereingekommen, um dich zu töten. Ich habe die Begegnung mit dir gesucht, und ich wußte, daß ich dich am Tanzplatz der Skelette sehen würde. Zu der Situation, wie sie sich jetzt darstellt, wurde ich gezwungen.«

»Geht! Laßt uns allein!« Skelettus' Kopf ging hin und her. Die Mauer der Kämpfer, die hier eingedrungen waren, löste sich zögernd auf. Die Männer steckten ihre Schwerter in die Scheiden zurück.

Rani senkte das Schwert und ließ Skelettus los. Aber er reichte das Schwert noch nicht zurück.

»Es ist eines Fürsten nicht würdig, einem Eindringling waffenlos und damit schutzlos ausgeliefert zu sein«, bekam er zu hören.

Mahay warf einen Blick an seiner Seite herab. Dort steckte das Schwert des Ritters, der ohne seine Absicht umgekommen war.

»Nun gut«, bemerkte er, das Schwert dem Fürsten entgegenhaltend, »so sind wir wenigstens gleichberechtigt.« Und noch während er dies sagte, zog er mit der anderen Hand sein Schwert heraus.

Skelettus' knöcherne Kinnladen mahlten. »So ernst nimmst du es mit dem Wort eines Fürsten? Du mißtraust mir?«

»Noch weiß ich nicht, mit wem ich es zu tun habe. Ich kenne eure Feldzüge, und ich weiß von euren Auftraggebern und Befehlsgewaltigen im Hintergrund. Dies läßt mich mißtrauisch sein. Ich glaube andererseits zu wissen, daß ihr nicht völlig mit eurem Willen die Rolle spielt, die man euch zuweist. Das Volk Antolanien

verlor seine Freiheit, weil es freier sein wollte als irgendein anderes Volk dieser Welt. Antolaniens Geschlechter waren stets klug und stolz. Und beides hatten sie im Übermaß. Sie wurden ungenügsam, unbescheiden – das ist euer Fluch. Einer lag auf der Lauer und nutzte eure Schwäche. Das war Tamuur. Er benutzte euch wie ein Handwerkszeug, das man heute braucht und morgen zur Seite legt. Ihr tut heute das Böse, ohne es eigentlich tun zu wollen. Aber aus eigener Kraft schafft ihr es nicht mehr. Ein altes, verdammtes Volk geriet in das Fahrwasser des Scharlachroten. Wie lange das rückliegt, vermag niemand mehr zu sagen… ihr seid unsterblich geworden, wie die Schwarzen Priester. Und doch kann man euch töten, denn ihr schmiedet Waffen, die ihr gegen Feinde richtet, die nicht die euren sind…«, fuhr Mahay unbeirrt fort, sich der Bilder aus La Grande Motte erinnernd, wo unschuldige Menschen zu Tode gekommen waren. »Und sie richten euch selbst… wer weiß, vielleicht sollt ihr sie eines Tages sogar gegen euch selbst anwenden. Wenn die Stunde gekommen ist, daß Tamuur oder Molochos euch nicht mehr brauchen… wenn die Herrschaft der Dämonen anbricht! Dann nämlich sind sie nicht mehr angewiesen auf halbherzige Hilfskräfte, dann sind die wahrhaft Bösen unter sich, um die Welten aufzuteilen, auf denen sie das Grauen und die Angst und den endgültigen Tod verbreitet haben.«

»Du sprichst wie ein Prophet.«

»Ich bin keiner. Ich sehe die Dinge und ihre Auswirkungen, und ich mache mir meine Gedanken darüber. Aber darüber wollte ich nicht sprechen mit dir, Fürst. Es geht mir um etwas anderes: Was hat es mit dem Medaillon auf sich?«

»Was für ein Medaillon?«

»Es befindet sich entweder in deinem Besitz oder verborgen in deiner Burg – ohne daß du etwas davon weißt. Hast du nicht mal etwas über dieses Medaillon gehört?«

»Nein. Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Aber du fühlst, daß euer Schicksal geändert werden könnte, wenn man nur den Weg kennt, nicht wahr?«

»Ja, daran glaube ich. Und ich bete darum…«

»Du… betest… darum?« wunderte Mahay sich. »Zu wem? Mit welchen Worten?«

»Zum Eingott, den wir verschmähten. Wir suchten eine eigene Religion, weil wir an die alte nicht mehr glaubten. Wir schufen uns den Glauben, der uns genehm war und in dem wir die Gesetze machten, die uns paßten. Aber das Tor ist versperrt, der Eingott erhört uns nicht mehr.«

Rani Mahay nagte an seiner Unterlippe. Wenn alles wahr war, was Skelettus da sagte, dann litt dieses Volk in einem Maß, wie sich das ein Außenstehender kaum vorzustellen vermochte.

Es war einst schuldig geworden, dann kam die Reue – aber der Weg, jenen zu erreichen, der diese Reue annehmen konnte, war verbaut. Das Volk Antolaniens war in übermütiger Stunde, als es sich mit den Dämonen verband, dem Fluch anheimgefallen und dazu verdammt worden, als Skelette weiterzuleben. Mahay wagte es, sich das Puzzle so zurechtzulegen. Es gab bestimmte Hinweise, die einfach schlüssig dazu zwangen, daß es so und nicht anders war.

Das Volk erkannte seine Notlage, kam aber aus dem Teufelskreis nicht mehr heraus. Die Ansichten und Vorstellungen hatten sich geändert. Sie waren nicht mehr schlecht. Viele Generationen waren vergangen, aber wenn ein Befehl aus dem Reich der Finsternis kam, dann mußten sie diesen Befehl erfüllen, egal, in welcher Stimmung und Situation sie sich befanden. Und was nicht minder schlimm war: Immer wiederholten sich die Stunden, die die Zeit des Untergangs und der Abkehr eingeleitet hatten.

Die Szenen auf dem Tanzplatz, das Heranschaffen der Pergamentrolle… das alles war von Bedeutung, und wie Skelettus ihm jetzt nach seinen Kombinationen anvertraute, stimmten seine Vermutungen haargenau.

»Die Stunden der Abkehr erleben wir täglich, und dann kommt die Reue, die mich in die Halle der Brunnen bringt, wo ich erkennen muß, daß es keinen Ausweg aus dem Dilemma gibt. Die Spiegel zeigen das Vergangene und das Gegenwärtige – und es gibt keine Zukunft mehr für uns. Antolanien existiert aber nur für uns. Die Welt selbst nimmt uns nicht mehr wahr. Hinter einem Nebelvorhang, wo Raum und Zeit verschoben sind, führen wir ein geisterhaftes Leben, das nicht wert ist, geführt zu werden – und doch findet niemand in diesem Volk die Kraft, diesem unwerten Dasein ein Ende zu bereiten. Du hast es richtig erkannt. Wir schmieden Waffen, die uns selbst zu töten vermögen – aber wir töten uns nicht. Wir töten andere damit, sobald ein neuer Befehl uns erreicht. Wir sind Marionetten und können die Fäden nicht kappen.«

»Wo eine Hoffnung ist, gibt es auch einen Weg. Wo es Reue gibt – auch eine Möglichkeit zur Umkehr. Ihr habt das Instrument zur Veränderung in euren eigenen Reihen – ihr wißt es nur nicht! Laß' es uns suchen, das Medaillon… was immer es auch sein mag… existiert.«

Rani Mahay musterte den Fürsten. Er sah ein regloses, starres Knochengesicht vor sich, ein Gesicht, dem jegliche Gefühlsaussage fehlte.

Skelettus steckte sein Schwert in die Scheide. Mahay folgte seinem Beispiel.

»Ich bin überzeugt von deinem guten Willen. Den meinen, Fremder aus der anderen Welt, will ich dir ebenfalls gern unter Beweis stellen. Ich gebe dir die Möglichkeit, dich überall dort umzusehen, wo du es

für richtig findest, und ich möchte dich auch gern führen und jederzeit unterstützen. Am Willen meines Volkes und an mir allein jedoch liegt es nicht, ob es uns gelingt, das rätselhafte Medaillon, von dem du sprichst, auch zu finden.«

»Es wird unter Umständen noch mehr zu tun sein«, murmelte Mahay. Er mußte an Aleana denken. Er war ihr dankbar für den Hinweis, den sie ihm gegeben hatte. Von dieser Mission hatten möglicherweise beide etwas. Vorausgesetzt, daß sie zu erfolgreichen Schachzügen kamen. »Tamuur ist Magier und Herrscher. Er befehligt gegen den Willen eines Volkes ein Land. Dieses Volk will frei sein. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß man Tamuur in den Rücken fallen könnte in Vereinigung mit dem Volk, das er knechtet. Ein Angriff auf Ullnak, auf die Herrscherburg, in der Tamuur seine Residenz hat oder zu einem späteren Zeitpunkt auf das Zentrum der Macht, das er soeben errichten läßt.«

Mahay hatte bestimmte Vorstellungen, aber es war fraglich, ob sich die auch verwirklichen ließen.

»Ich vernehm' die Botschaft, Fremder…«

»Mein Name ist Rani Mahay.«

»Rani Mahay… vielleicht läßt sich verwirklichen, was du gemeinsam mit uns planst. Aber allzuviel Hoffnung kann ich dir nicht machen. Ich muß dich vor etwas warnen: Im Moment bist du verhältnismäßig sicher, daß ich frei und unbeeinflußt über die Dinge nachdenken kann. Aber das bleibt nicht immer so. Die Stunden sind eingeschränkt. Ob Tamuur oder Molochos uns einen Befehl geben, wissen wir nicht im voraus. Und dann kommen die Stunden, in denen wir das Böse tun müssen, das wir einst gewollt haben. In diesen Stunden, Rani Mahay, ist die Gefahr, daß wir dich töten, groß. Du kannst nicht gegen alle gleichzeitig antreten. Was nützt es dir, wenn du einen oder zwei oder auch drei meiner Soldaten besiegen kannst. Dann werden Hunderte, werden Tausende über dich herfallen. Die Stunden des Totenkopfmondes sind die Stunden der Herrschaft der Dämonen. Der Einfluß des Mondes hat unsere Gestalt verändert, unsere Straßen, Tiere, Wälder, unsere Häuser und Burgen. Alle Materie wurde verändert. Aus Antolanien wurde das Reich der lebenden Skelette… nimm dich vor ihnen in acht, Rani Mahay!«

Der Inder nickte.

Er wußte, daß das, was er vorhatte, nicht einfach sein würde. Große, weltbewegende Dinge waren dies nie. Er wollte jedoch so viele Erleichterungen und Sicherheit wie möglich einbauen. »Es ist gut, daß du mir gesagt hast, wie es um euch steht, Fürst. Ich nehme an, daß du mir ein Versteck verraten kannst, in das ich mich zurückziehen kann für den Fall, daß der Einfluß des Totenkopfmondes und die Befehle Molochos oder Tamuurs zu stark werden. Ein uneinnehmbares

Versteck.«

Skelettus versprach, eine Möglichkeit zu suchen.

Mahay erkannte, daß er über dieses Volk und die Hintergründe, die zu seiner Verbannung geführt hatten, noch vieles in Erfahrung bringen mußte. Ebenso über den Totenkopfmond, der eine offensichtlich wichtige Rolle spielte, und das Medaillon, von dem niemand etwas wußte.

Und gerade das gab ihm zu denken.

Jemand – Tamuur oder Molochos? – hatten bisher mit Erfolg verhindert, daß die Antolanier etwas von dem Medaillon erfuhren. Und sie selbst schienen nicht in der Lage zu sein, dieses Medaillon in seiner Kraft zu beeinflussen oder gar aufzulösen.

Das bedeutete, daß es eine Gegenkraft gab, die schlummerte, die nur geweckt werden mußte.

Wo aber befand sie sich? Was mußte man tun, um sie zu finden?

Mahay atmete tief durch.

Die Dinge in der nebelumwaberten, in eine andere Dimension versetzten und vom Totenkopfmond beherrschten Welt Antolanien versprachen einige Aufregungen…

*

Sie genoß diesen ersten Abend in ihrer Wohnung.

Anka Sörgensen saß am Fenster. Eine kleine rustikale Lampe mit einem Bastschirm spendete anheimelndes Licht. Aus den Lautsprechern drang leise, beruhigende Musik.

Die junge Osloerin hatte die Augen geschlossen und lauschte den Klängen des ›Valse triste‹ von Sibelius.

Die Schwermut dieser Musik erfüllte sie mit Wehmut, aber das paßte zu ihrem ganzen Stimmungsbild. Es lenkte sie ab, erfüllte sie gleichzeitig mit einer großen, alles umfassenden Ruhe, und ihre Gedanken schienen mit dem Melodienreichtum zu entfliehen.

Sie vergaß ihre Umgebung und gewann endlich Abstand von den Dingen, die ihr im Krankenhaus passiert waren. Ganz tief in ihrem Unterbewußtsein aber hoffte sie, daß die halbe Botschaft eines gewissen Rani Mahay endlich komplettiert würde. Sie dachte an die kleine, armselige kahle Zelle in einer anderen Dimension, an den Mann, der dort gefangen war. Wie war er dorthin gekommen?

Das war eine von vielen Fragen, die ihr durch den Kopf gingen.

Da vernahm sie von Musik untermalt ein Geräusch, das an eine sich öffnende Tür erinnerte.

Anka fuhr zusammen.

Ihre Augenlider hoben sich, und hellwach richtete ihr Blick sich auf die Zimmertür. Diese war verschlossen.

Ganz plötzlich war die Angst aus dem Krankenhaus wieder da. Und die Furcht steigerte sich, als Anka plötzlich von der Seite her einen Schatten wahrnahm.

Ihr Blick wurde starr, ein schriller Aufschrei entrann ihrer Kehle.

Vor Jahresfrist hatte sie bei einer Auktion in Oslo das Bild eines unbekannten flämischen Malers um 1600 herum erstanden. Das Motiv hatte ihr zugesagt, und sie war glücklich gewesen, in den Besitz des Objektes zu kommen. Das Bild zeigte eine alte, verwinkelte Gasse und kleine Häuser in unmittelbarer Nähe eines Stadttores, das von einem Nachtwächter gerade verschlossen wurde.

Das Bild – lebte!

Das Tor darauf bewegte sich. Aber es wurde nicht weiter geschlossen, wie es um die abendliche Stunde zu erwarten gewesen wäre – das Tor wurde weit geöffnet. Und der finster dreinblickende, bärtige Nachtwächter stieg aus dem Rahmen und kam mit einer Hellebarde bewaffnet direkt auf sie zu!

*

Anka Sörgensen sprang schreiend auf. Sie warf den Tisch um, das halbgefüllte Weinglas kippte und zersplitterte auf der Glasplatte.

Nach vorn laufen konnte sie nicht. Der Weg zur Zimmertür war versperrt. Genau zwischen der Tür und ihr stand der Nachtwächter.

Der Weg zum Fenster!

Sie riß es auf und schrie aus Leibeskräften. Was sie alles sagte, das wußte sie nicht mehr. Sie gebärdete sich wie eine Verrückte, und als die Leute drunten auf der Straße zusammenliefen, da riß sie einen Stuhl hoch und schleuderte ihn dem Nachtwächter entgegen, nahm den Tisch und tat das gleiche. Der unheimliche Gast aus dem Bild aber ließ sich nicht irritieren. Er wurde getroffen, fiel aber nicht zu Boden und hielt es nicht mal für notwendig, auszuweichen.

Anka Sörgensen war verzweifelt. Sie kletterte auf das Fenster, als sie keinen anderen Ausweg mehr sah.

Der Ankömmling mit der Hellebarde war dicht vor ihr. Jetzt mußte er gleich zustoßen…

»Hilfe! So helft mir doch! Mein Gott, tut doch etwas!« Ihre Stimme überschlug sich, Anka hielt sich an der Querstrebe ihres Fensters fest. Da wurde die Tür eingerannt. Zwei, drei junge Männer stürzten hintereinander in den Raum.

»Den Mann! Haltet den Mann fest, laßt ihn nicht entkommen!« schrie Anka Sörgensen aus Leibeskräften, und sie sah mitleiderweckend aus. Die Haare hingen in ihre Stirn, sie stand gebückt auf der Fensterbank und wirkte, als hätte sie den Verstand verloren.

Sie wurde gepackt, man hielt sie fest und forderte sie mit leiser Stimme auf, von der Fensterbank herunterzukommen und keinen Unsinn zu machen.

»Er wollte mich töten… ihr habt es doch gesehen, nicht wahr, ihr seid meine Zeugen! Der Alte aus dem Bild… er wollte mich niederstechen!«

Ihre Augen glänzten. Sie blickte in ungläubig auf sie gerichtete Augen.

»Da war kein Mann«, sagte einer ihrer Retter.

Anka Sörgensen schluchzte. »Der Mann aus dem Bild… der Nachtwächter… er ist wieder an Ort und Stelle… Ihr müßt aber gesehen haben, wie er in das Bild stieg und…« Da unterbrach sie sich abrupt. Niemand würde ihr glauben. Was immer sie zu sagen hatte – es würde sich anhören, als ob eine Geisteskranke redete…

*

Dieser bedenkliche Vorfall blieb nicht ohne Folgen. Die Polizei kam, und Zeugen sagten aus, was sie gehört und gesehen hatten.

Anka Sörgensen wollte sich aus dem Fenster stürzen.

In einem Anfall von Schwermut? Oder Verfolgungswahn?

»Es kommt wahrscheinlich Verfolgungswahn in Frage«, stand am nächsten Tag im Polizeibericht. »Die Frau behauptete später bei der Vernehmung, ein Mann sei aus einem Bild gestiegen und hätte die Absicht gehabt, sie zu ermorden. Frau Anka Sörgensen wurde mit dem Einverständnis ihrer Familie noch am nächsten Tag in eine psychiatrische Heilanstalt eingewiesen, wo man sie beobachten will…«

ENDE

Macabros und seine Welt

Björn Hellmark:

26, einsachtzig, blond, ausgezeichneter Sportler in vielen Disziplinen. Nach einem manipulierten Unfall wurde Hellmarks Wiedergenesung verschwiegen; während heftiger Fieberträume, die er durchmachte, erschien ihm eine Gestalt, die sich Al Nafuur nannte. Dieser Mann hatte eine Botschaft für ihn.

Nach seiner Genesung verfügte Hellmark über die Gabe der Bilokation, d. h. er kann an zwei Orten zu gleicher Zeit sein.

Hellmark hat sein gesamtes Vermögen verloren, weil durch Dämonen und dämonenmanipulierte Menschen falsche Wirtschaftsaktionen ausgelöst wurden. Hellmark ist Herr der unsichtbaren Insel Marlos, die zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln in der Clarion-Graben-Zone liegt. Er besitzt das ›Schwert des Toten Gottes‹, die Dämonenmaske, den Trank der Siaris und inzwischen drei Augen des Schwarzen Manja, von denen er jedoch mindestens sieben braucht, um seine dämonischen Widersacher für alle Zeiten abzuweisen. Björn Hellmarks Doppelkörper heißt Macabros.

Carminia Brado:

Zweiundzwanzigjährige Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Björn lernte sie beim Karneval in Rio kennen. Sie tanzt leidenschaftlich gern Samba. Hellmark nennt sie wegen ihrer braunen Hautfarbe zärtlich ›Schoko‹. Carminia kennt Hellmarks Geheimnis.

Rani Mahay:

Inder aus dem Staate Bhutan. Man nennt ihn auch den ›Koloß von Bhutan‹. Mahay ist 28 Jahre alt, zwei Meter groß und zwei Zentner schwer. Er trägt eine Vollglatze und ist stolz darauf. Auch in Mahays Adern fließt das Blut der alten Rasse, er ist ein Nachkomme jener Flüchtlinge, die einst von Xantilon flohen, um auf einem anderen Kontinent ein neues Leben zu beginnen. Mahay kann mit bloßem Willen Tiere zähmen. Bei Gefahr wendet er diese Fähigkeiten auch bei Menschen an.

Pepe:

14, fremdsprachenbegabt. Hellmark hat ihn an Sohnes Statt angenommen. Pepe wurde im Urwald von Yukatan groß. Wie Uri Geller verfügt er über parapsychologische Fähigkeiten. Ohne daß er es oft selbst will, verbiegen sich in seiner Gegenwart Bestecke, platzen Glühbirnen, bleiben in Kaufhäusern Rolltreppen oder Fahrstühle stehen…

Frank Morell alias MIRAKEL:

29, dunkelhaarig, einsachtundsiebzig, von Beruf Konstrukteur, fährt einen beigen BMW 520. Morell interessiert sich stark für okkulte

Phänomene, für versunkene Kulturen und Mythologien alter Völker. In einem früheren Leben war er ein Dykte. Er hat sich wieder daran erinnert, das Versteck des ›Mirakel-Sterns‹ gefunden und kann damit die kosmobiologischen Kraftströme auf sich einwirken lassen. Dadurch wird er zu MIRAKEL, zum fliegenden Wundermann…

Al Nafuur:

Magier und Zauberpriester der ›Weißen Kaste‹, existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich, von wo aus er geistigen Kontakt zu Björn Hellmark aufnimmt.

Molochos:

Er war ein Mensch, ehe er zum Dämon wurde. Auf Xantilon war er als der oberste der Schwarzen Priester bekannt. Molochos stieg zum Dämonenfürst auf und damit zum Herrscher über einen Teil des Dämonenreiches.

Molochos ist Hellmarks Erzfeind, denn in Björns Adern fließt das Blut der alten Rasse, die der Dämonenfürst über alles haßt. Durch einige, die damals den Untergang überlebten, wird nämlich jetzt eine Konfrontation geschaffen, die Molochos nicht gern sieht. Er will die Welt im Sturm nehmen, aber dazu fehlen ihm einige entscheidende Voraussetzungen. Um Molochos gibt es eine Anzahl ungeklärter Geheimnisse, die seine Vormachtstellung gegenüber Rha-Ta-N'my empfindlich stören könnten. Der Besitz der sieben Manja-Augen ist ein Faktor, das Wissen um die Botschaft, die Björn Hellmark in Tschinandoah zu finden hoffte, ein weiterer.

Es ist dem Dämonenfürsten bisher nicht gelungen, Hellmark auszuschalten.